

## Graf István Széchenyi auf dem Weg in die Politik Der Lebensabschnitt bis zum Erscheinen des „Hitel“

### II. Teil\*

#### 4. Vorbereitung der Reformen (1825-1830)

##### *Geplante Schritte*

Nicht nur die augenblickliche Begeisterung veranlaßte István Széchenyi in der Zirkularsitzung vom 3. November 1825, das Wort zu ergreifen. Er hatte diesen Schritt geplant und wartete nur auf die Gelegenheit. »Ich habe nichts improvisiert oder infolge einer augenblicklichen Aufwallung getan, waren doch alle meine Schritte, alle meine Taten – obwohl meine Begeisterung mich manchmal bis in den Himmel erhob – die Folgen eines im voraus ausgedachten weitreichenden Planes«, schrieb er später über den Anfang seiner beruflichen Karriere.<sup>1</sup>

Sowohl die Gelegenheit als auch der Schauplatz waren gut gewählt. Es ging in der Sitzung gerade um die Sache der ungarischen Sprache, die Sorge jedes Magyaren, dem die Zukunft seines Vaterlandes nicht gleichgültig war. Sein Angebot machte er im Kreise der Adegaten der unteren Tafel (Delegierte der Komitate zur zweiten Kammer) und nicht in der Sitzung der oberen Tafel, wo er das Rederecht hatte. Er wußte, daß ihn in der unteren Tafel eine größere Begeisterung erwartete und daß er für die Verwirklichung seiner Pläne hier die erforderlichen Mitstreiter fand.

##### *Pest und Ofen als Hauptstadt*

Ungarn hatte keine Hauptstadt, keinen verwaltungsmäßigen, politischen, wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Mittelpunkt. Das Land wurde von Wien aus verwaltet. Die Landtage wurden in Preßburg abgehalten. In keiner ungarischen Stadt waren die für eine Hauptstadt notwendigen Bedingungen vorhanden. Es gab weder Gebäude, in denen man die Behörden hätte unterbringen können, noch Säle, die für Sitzungen geeignet waren. Es mangelte auch noch an vielem anderen. Eine Hauptstadt und ein Zentrum bilden sich aber erst dort, wo auch die zuständigen Behörden und Personen anzutreffen sind. Deshalb kamen die Vertreter fremder Mächte nur bis Wien. Es ist zum Beispiel bezeichnend, daß die nach Ungarn ver-

---

\* I. Teil in: Ungarn-Jahrbuch 19 (1991) 89-141.

<sup>1</sup> [István GRÓF SZÉCHENYI:] A' Kelet Népe. Pest 1841, S. 26.

schlagenen Händler ihre Bücher über die Erfahrungen, die sie im Lande erhielten, meist wie folgt begannen: Ich kam neugierig in dieses unbekanntes Land.

Széchenyi wählte die an der Donau einander gegenüberliegenden beiden Städte aus, weil sie sich in der Landesmitte befanden und weil der billige Wassertransport den Handel fördern würde. Damals war die Wahl von Pest-Ofen nicht selbstverständlich. Diese Städte waren nämlich in keiner Hinsicht gegenüber Kaschau, Klausenburg oder Fünfkirchen im Vorteil. Széchenyi hielt Pest wegen seiner Wasserstraßen, Ofen wegen seiner geographischen Lage und seiner alten Burg, die Repräsentationszwecken dienen konnte, für geeignet. »Aus Pesth kann ein blühender Handels Ort werden«, notierte er in seinem Tagebuch.<sup>2</sup> Eine Pest und Ofen verbindende feste Brücke schwebte ihm vor. Sie sollte die Schiffsbrücke, das größte Hindernis der Donauschiffahrt, ersetzen. Er schloß am 17. November 1826 mit dem Pester Bürger Kemnitzer eine Wette ab, daß innerhalb von zehn Jahren die Brücke zwischen den beiden Städten stehen würde.<sup>3</sup>

Die Einwohner von Pest und Ofen, überwiegend »Schwabern«, führten ein zurückgezogenes Leben. In einer solchen Atmosphäre schien die Verwirklichung von Reformen hoffnungslos zu sein. Széchenyi hingegen wollte mit Menschen, die für den Fortschritt empfindlich waren, ein reges gesellschaftliches Leben schaffen. Er hoffte, die Einwohner der umliegenden Dörfer und die Gutsbesitzer würden dadurch öfter, nicht nur zum Marktbesuch, nach Pest kommen.

Pest war damals noch ein kleiner Marktflecken. Der heutige Museumsring lag bereits außerhalb. Nur sehr wenige Begüterte bauten hier eine Stadtwohnung. Das taten sie eher in Ofen, auf der Festung. Széchenyi hätte es lieber gehabt, wenn die Magnaten ihre Paläste in Pest und Ofen errichten würden und ihr Geld hier ausgaben und nicht wie bisher in Wien.

Einige Jahre später schlug er als erster die Vereinigung der beiden Städte vor und daß die neue Stadt Budapest heißen solle. »Ungarn ist unsere Wiege! wir müssen es verschönern, emporbringen, beglücken [...] Ungarns Herz ist Pest und Ofen (ein Engländer heisst diese beiden Städte Budapist), freilich ist das arme Herz staubig und kothig – wer kann aber dafür? daran ist nichts zu ändern, desto mehr aber zu helfen. Ich kann das Herz nicht wo anders hinschieben, denn das ist unmöglich – wohl aber verschönern«, schrieb Széchenyi an Gräfin Hunyady am 28. November 1829.<sup>4</sup>

<sup>2</sup> *Fontes historiae Hungaricae aevi recentioris. Gróf Széchenyi István összes munkái.* Hrsg. Magyar Történelmi Társulat. Bde. 1-15. Budapest 1921-1939, hier Bd. 12, S. 101, 14. November 1826.

<sup>3</sup> *Fontes* (Anm. 2), Bd. 12, S. 104, 17. November 1826.

<sup>4</sup> *Gróf Széchenyi István munkái.* Gesammelt u. hrsg. Ungarische Akademie der Wissenschaften. [I. Reihe]. Bde. 1-9. Budapest 1884-1896, hier Bd. 3, S. 133 f.

Dann zitierte er wieder den Brief eines Engländers: »Den Namen Eurer Hauptstadt müsstet Ihr in *Buda-Pest* umwandeln, welches nach wenigen Jahren, ja schon Monaten so leicht und bekannt klänge als Bukarest, und wodurch zwei Städte vereint würden, welche sich jetzt nicht mit den günstigsten Blicken betrachteten. Welcher Nutzen entspränge aus dieser Vereinigung! Welch blühende Hauptstadt hätte Ungarn nach kurzer Zeit. Hauptsächlich, wenn auch der Reichstag nicht zu Pressburg, nicht an der Grenze des Landes, und so entfernt von Siebenbürgen, sondern im Herzen des Reiches abgehalten würde.«<sup>5</sup>

Die erwähnten Engländer sind wahrscheinlich fiktive Personen. Széchenyi hielt es nämlich für zweckmäßig, diese Vorschläge nicht selbst zu machen.

### *Gesellschaftliche Pläne*

Wie bereits erwähnt, war Széchenyi bemüht, das Pferderennen auch in Ungarn einzubürgern. Anfangs schwebte ihm eine zeitgemäßere Pferdezucht vor, nun wollte er zusätzlich auch ein gesellschaftliches Ereignis, eine Unterhaltung bieten. Auch der Fremdenverkehr sollte damit belebt werden.

Er dachte auch an den Sport. »Cr[escence] mit Erröthen mir [ein oder zwei Worte gestrichen] 400 fl CM zu einem Ball Haus in Pesth angetragen –«, schrieb er in seinem Tagebuch.<sup>6</sup>

Aus ähnlicher Überlegung wollte er ein Kasino gründen, in dem die Einwohner der Stadt zusammenkommen und einander besser kennenlernen könnten. Er hoffte, daß auch seine hochadligen Freunde in die Reihe der Mitglieder eintreten und mit ihrem Besuch die Zusammenkünfte beleben würden.

Széchenyis wichtigster Plan war die Gründung einer Gelehrten-gesellschaft, eines wissenschaftlichen und geistigen Zentrums des Landes. Dies war ihm wichtig im Hinblick auf die Pflege der ungarischen Sprache, des stärksten Bindemittels der Nation. Die ungarische Nation befand sich damals in der eigenartigen Situation, daß sie über eine Literatur- und eine Volkssprache verfügte, aber die Umgangssprache fehlte, und – was noch schlimmer war – auch die Wissenschafts- und Amtssprache.

An den Vorbereitungen zur Gründung der Akademie nahm Széchenyi nicht nur von Anfang an teil, sondern er war auch der Motor in dieser Angelegenheit. Das Gesetz zur Gründung der Akademie bestimmte später Pest als deren Sitz.

<sup>5</sup> Graf Stephan SZÉCHENYI: Licht. Pesth 1832, S. 383.

<sup>6</sup> *Fontes* (Anm. 2), Bd. 11, S. 662, 11. Dezember 1825. Es handelte sich um ein Ballspiel, den Vorläufer des Tennis, das in einem neuartigen geschlossenen Raum gespielt wurde. Auch Széchenyi spielte es gern.

Széchenyi besuchte die Sitzungen des 1825 zusammengerufenen Landtages mit wachsendem Interesse. Er lernte aus den Beratungen viel und konnte sich über die verschiedenen Meinungen ein Bild machen. Immer öfter meldete er sich selbst zu Wort und stieß dabei auf positive Resonanz. Seine Meinung über die Ablegaten war zunächst nicht sehr günstig. »Auf dem Land Tag sind royalisten und Gegenroyalisten. Den Erstem schmeichelt es, Orden, Titeln, Reichthum zu erlangen; den Zweiten Independenz zu affectiren, – den Applaus von der Menge zu erhalten etc. [...] Wer handelt aus Tugend, Rechtlichkeit und Vaterlands Liebe?«, stellte er sich die Frage.<sup>7</sup> Zwischendurch fuhr er öfter nach Pest, um die Verwirklichung der Pferderennen und des Kasinos voranzutreiben.

### *Der Dialog mit Metternich*

Auf die Reden Széchenyis in der oberen Tafel, insbesondere auf sein Angebot, die Pflege der ungarischen Sprache zu verbessern, sind auch die führenden Kreise aufmerksam geworden. Man wollte seine Ansichten und Zielsetzungen genauer kennenlernen. Staatsminister Graf Károly Zichy bediente sich dazu seiner Enkelin, Melanie Zichy-Ferraris. Melanie erreichte, daß der allmächtige Metternich sich bereit erklärte, Széchenyi anzuhören.

Die Unterredung gelang nicht so, wie es sich Széchenyi vorgestellt hatte. Metternich ließ ihn kaum zu Wort kommen und pries während der ganzen Unterredung die Vorteile seines eigenen Systems. Széchenyi ärgerte sich nachträglich auch deshalb, weil er nicht schlagfertig genug reagieren konnte. Daß ein einfacher Offizier einer der größten Autoritäten Europas gegenüber befangen war, ist nicht weiter verwunderlich.

Da Széchenyi seine Ansichten im Laufe der Unterredung nicht entsprechend ausführen konnte, ließ er sie schriftlich, als Memorandum, Metternich zukommen. Es folgten eine neue Unterredung und ein zweites Memorandum.

Metternich las die Memoranden aufmerksam durch. Zu einzelnen Abschnitten machte er Randnotizen. Er leitete das zweite Memorandum an den Kaiser und König Franz I. weiter mit der Bemerkung, Széchenyi gehöre zu den Phantasten oder eher zu den gutmütigen Narren, aber als Gradmesser der Volksstimmung werde er gute Dienste tun.

Anschließend wurden die Papiere, mit dem Handzeichen des Herrschers versehen, im Staatsarchiv abgelegt.<sup>8</sup>

<sup>7</sup> *Fontes* (Anm. 2), Bd. 11, S. 667, 31. Dezember 1825.

<sup>8</sup> *Fontes* (Anm. 2), Bd. 11, S. 691, 711.

*Platonische Liebe*

Es verging kaum ein Tag, an dem er sich Crescence nicht erinnert hätte: »Ich liebe eine anständige Frau, mit der Reinheit eines Engels – ich gebe mir alle Mühe, meine Seele darauf zu richten, was schön, edel und tugendhaft ist. Ich opfere mich selbst, mein Vermögen, meine schlaflosen Nächte dem Gemeinwohl, dem Wohle meines Vaterlandes auf – Und fast niemand versteht mich, in einer ganzen Nation.«<sup>9</sup>

Seine Liebe für seine spätere Gattin, geborene Gräfin Crescence Seilern, damals noch die Frau des Grafen Károly Zichy, begann 1824. Die aufflammende Liebe war anfangs nicht bar irdischer Ziele, aber bald reinigte sie sich unter der Wirkung von Crescence von jedem Nebengedanken und stieg ganz in ideelle Höhen.<sup>10</sup> Crescence war das Vorbild einer treuen Gattin. Als sie mit den sieben eigenen Kindern und den sieben aus den früheren Ehen von Károly Zichy stammenden Stiefkindern verwitwete, nahm sie Széchenyi, nach einer 12 Jahre währenden platonischen Liebe, zu seiner Frau.

Man kann es bedauern, daß Tasner aus dem Tagebuch Széchenyis jene Zeilen herausschnitt, die dieser nach seiner Hochzeitsnacht schrieb. Die Zeilen würden sicherlich beweisen, daß die lange platonische Liebe tatsächlich zutraf. Anderntags steht in seinem Tagebuch: »Glücklich, sehr glücklich. Viel mehr als ich es für möglich hielt.«<sup>11</sup>

*Wachsende Zuversicht*

Széchenyi notierte im November 1826 selbstsicher in sein Tagebuch: »Es wird alles, was ich anfangs, fortkommen – Jeder Saamen, den ich säe, wird aufgehen, meine Bäume werden blühen und Früchte tragen – Ich werde aber den Namen davon nicht haben können; denn um damit sie aufgehen, muss ich der Welt zu glauben machen – ein anderer Gärtner habe sie angebaut –. Mir wäre der Neid – der Böse Wille gefährlich – Mich liebt man nicht.« Prophetische Worte.<sup>12</sup>

---

<sup>9</sup> *Fontes* (Anm. 2), Bd. 12, S. 64, 6. Juni 1826. Die Eintragung ist in Französisch: »J'aime une femme de bien, avec la pureté d'un ange, – je me donne toutes les peines, pour porter mon ame à tout ce qui est beau, noble et vertueux. Je me sacrifie, moi, ma fortune, mes veilles au bien public – au bien de ma patrie – Et presque personne ne me comprend pas, dans toute une nation.«

<sup>10</sup> *Fontes* (Anm. 2), Bd. 12, S. XXII.

<sup>11</sup> *Fontes* (Anm. 2), Bd. 13, S. 639, 5. Februar 1836.

<sup>12</sup> *Fontes* (Anm. 2), Bd. 12, S. 103, 16. November 1826.

Einige Tage später notierte er: »Das System des Mett[ernich] hört mit seinem Leben auf. Das meine fängt erst nach meinem Tode an.«<sup>13</sup>

Miklós Wesselényi verprügelte seinen Jäger, weil dieser entlaufen war und seine Uhr mitgenommen hatte. Széchenyi schrieb darüber: »Allmächtiger Gott – wie hat mich dieser Fall ergriffen!« »Nein, wir sind zu keine[n] Reformatoren geboren – Wir müssen uns erst selbst reformiren. Wir müssen in die Schule der Demuth, und der Selbstverläugnung gehen.«<sup>14</sup>

Am 8. Januar 1827 führte er seine nächsten Aufgaben an: »1827, 1828 – das Land und die Menschen kennen lernen, die Rechte und die L[ateinische] Sprache lernen. Meine Geldangelegenheiten ordnen. Wettrennen – Casino in Gang [setzen].«<sup>15</sup>

Seine Eintragung vom 28. Januar läßt vermuten, daß er eine boshafte Anmerkung auf sich nahm: »Man sagt gewöhnlich, *der* Mensch hat keinen Character, denn er ist bald royalist, bald constitutionel – [...] Wie Grund falsch diese Behauptung ist, fällt in die Augen. Der Mann von wahrer Consequenz hält mit dem König, hat der König Recht – mit dem Volk, hat das Volk recht.«<sup>16</sup>

1827 war endlich das Gesetz zur Gründung der Akademie fertig. Es bestimmte, daß »zur Pflege der heimischen Sprache eine Gelehrten-gesellschaft, das heißt Akademie errichtet werden soll«. Diejenigen, die für diesen Zweck Mittel zur Verfügung stellten, wurden namentlich verewigt. Der Landtag sanktionierte das Gesetz.

### *Übersiedlung nach Pest*

Der Landtag wurde am 17. August 1827 geschlossen. Die Teilnehmer reisten mit ihrer Begleitung nach Hause. Der Mann von Crescence, Graf Károly Zichy der Jüngere, der während der Sitzungsperiode zum Präsidenten der ungarischen Hofkammer ernannt worden war, begab sich mit seiner Familie nach Ofen. Es ist kein Zufall, daß bald auch Széchenyi hier eine Wohnung mietete. Zu dieser Zeit begann er seine intensivere politische Tätigkeit.

<sup>13</sup> *Fontes* (Anm. 2), Bd. 12, S. 106, 26. November 1826.

<sup>14</sup> *Fontes* (Anm. 2), Bd. 12, S. 108, 10. November 1826.

<sup>15</sup> *Fontes* (Anm. 2), Bd. 12, S. 118, 8. Januar 1827.

<sup>16</sup> *Fontes* (Anm. 2), Bd. 12, S. 124, 28. Januar 1827.

*Das Kasino*

Unter den geplanten Einrichtungen hatte Széchenyi mit der Gründung des Pester Kasinos die geringsten Probleme. Es öffnete seine Tore am 20. August 1827, am Tage des hl. Stephan.

Széchenyi bemängelte bereits während des Landtages von 1825/1827, daß es keine geeignete Räumlichkeit gab, wo abends die Aبلغaten ihre Ansichten und Pläne miteinander zwanglos besprechen konnten. Deshalb wurde ein Teil der mit Graf György Károlyi gemeinsam gemieteten Preßburger Wohnung für gesellschaftliche Zusammenkünfte eingerichtet, mit Billard, Pfeifen, Getränken und der Möglichkeit, sich gegebenenfalls auch ein Abendbrot zubereiten zu lassen. Die Aبلغaten wurden verständigt, man sähe sie gerne, wenn ihnen der Sinn nach einer Unterhaltung stünde. István Comáromy schrieb nach Hause: »die Aبلغaten [suchen sie auf], denen die Sache des Vaterlandes besonders am Herzen liegt. Ich bin dort, so oft ich nur kann, wo einem der Zeitvertreib ein Vergnügen ist.«<sup>17</sup> Die Geheimpolizei wußte bald Bescheid und ließ ausspionieren, was in der ‚Reunion‘, wie sie die Einrichtung nannte, geschah. Polizeihauptkommissar Leopold Ferstl berichtete eher geringschätzig, sie würde sich bald auflösen. Seine Vorhersage bewahrheitete sich nicht, weil wichtige Angelegenheiten auf der Tagesordnung standen. So berieten vor allem die oppositionellen Aبلغaten hier über ihre einzuschlagende Taktik und die ‚Reunion‘ war bis zum Ende des Landtages gut besucht.

Mit großer Hingabe organisierte mittlerweile Széchenyi auch das Pester Kasino. Die vom 18. Februar 1826 datierte Zeichnungsliste ist uns im Original erhalten geblieben. Vorläufig verpflichteten sich nur 25 Personen, mit wenigen Ausnahmen Aristokraten, für die Zahlung der jährlichen 100 Forint. Széchenyi verständigte 1827 in einem Rundschreiben die Interessenten über die Eröffnung des Kasinos und lud sie für die erste Beratung am 10. Juni ein.<sup>18</sup>

Széchenyi wäre es lieber gewesen, wenn die Mitglieder des Kasinos aus breiten Gesellschaftskreisen gekommen wären, wenn Personen aus den verschiedensten Berufen und von der unterschiedlichsten Bildung einander in zwanglosen Gesprächen besser kennengelernt hätten und somit die trennenden sozialen Schranken abgebaut worden wären. Er sah auf diesem Wege mehr segenbringende und nützliche Pläne für gesichert. Doch diese Bestrebung verwirklichte sich nicht. Széchenyi bedauerte im besonderen Maße, das bezeugt er in seinem Tagebuch, daß von den Kaufleuten von Pest sich nur wenige für den Eintritt interessierten. So wurde das Kasino zum Treffpunkt vor allem der Magnaten und der höheren Beamten.

---

<sup>17</sup> *Fontes* (Anm. 2), Bd. 12, S. XLII.

<sup>18</sup> *Fontes* (Anm. 2), Bd. 12, S. XLIII.

Dennoch machte das Kasino Széchenyi auch Sorgen. Man erfährt aus einem Bericht der Geheimpolizei: Als er die Aufnahme zweier exzentrischer junger Männer ablehnte, begannen einige, das Kasino schlechtzumachen und gründeten mit kleineren Mitgliedsbeiträgen ein rivalisierendes Kasino. Die Geheimpolizei meldete ferner, daß Széchenyi unter dem Vorwand der Errichtung von Eisenbahnlinien und Kanälen einen neuen Verein gründen wolle, dessen wirkliche Zielsetzung jedoch das Erwecken und die Stärkung des Nationalgefühls sei. In diesen Berichten kommt auch die Hoffnung zur Sprache, wonach sich das Kasino sowieso auflösen werde. Es war aber Széchenyis Tatkraft und Eifer zu verdanken, daß es trotz aller Schwierigkeiten seine Tätigkeit fortsetzte.

Er gab mit seiner und Gábor Döbrenteis Unterschrift die Entschließungen und Mitgliederlisten für die Jahre 1828, 1829 und 1830 heraus.

### *Die Pester Pferderennen*

Die zweite Einrichtung, mit der Széchenyi das Pester Leben farbiger zu machen beabsichtigte, war das Pferderennen. Die österreichischen Behörden hatten endlich aufgrund des von Széchenyi sechs Jahre früher eingereichten Gesuchs Pferderennen in der Monarchie genehmigt. Die Organisation begann zuerst in Österreich, der Wiener Jockey Club wurde gegründet und in Simmering bei Wien fanden die ersten Veranstaltungen statt.

Széchenyi führte mit seinen Mitstreitern zuerst in Preßburg zwei Renntage durch. Am ersten, den 6. April 1826, waren nur sehr wenige Interessierte gekommen. Bei der zweiten Gelegenheit erschienen bereits viel mehr Zuschauer.

Er suchte in Pest ein Gelände, das ständiger Schauplatz der Rennen werden sollte. Hierzu durchritt er die Gegend zusammen mit Baron Lőrinc Orczy, Baron Miklós Wesselényi und János Heinrich. Sie fanden ein entsprechendes Gelände auf den sandigen Weiden zwischen der Üllőer und Soroksárer Straße, ungefähr an der Stelle der heutigen Wohnsiedlung Aszódi-Straße.<sup>19</sup> Die Rennbahn wurde bald fertiggestellt. Das Gelände mußte erschlossen werden, man pflanzte Bäume, baute Schutzgeländer, Ställe, Tribünen und ein Waagehaus.

Széchenyi verfaßte die Regeln der ungarischen Pferderennen, die in ungarischer und deutscher Sprache erschienen.<sup>20</sup> Es waren, mit wenigen

---

<sup>19</sup> Ein Bild der ersten Pester Pferderennbahn findet sich bei László SIKLÓSSY: *A magyar sport ezer éve*. Bde. 1-3. Budapest 1927-1929, hier Bd. 2, S. 94. Ihre perspektivische Ansicht ist auch an der lithographischen Skizze von Giefsendorff aus dem Jahre 1854 über Pest-Buda gut zu sehen.

<sup>20</sup> *Gesetze und Regeln für das am 4. Juny 1827 und den folgenden Tagen zu Pesth in Ungarn abzuhaltende Pferderennen*. Pressburg 1827. (Anonym.)

Ausnahmen, dieselben Vorschriften wie die in seinem bereits 1821 in Debreczin herausgegebenen Projektum. Das Programm der für 1827 vorgesehenen Rennen wurde in der Zeitung ‚Magyar Kurír‘ veröffentlicht.

Das erste Rennen auf dem Pester Rasen fand am 6. Juni 1827 statt.

Die Veranstaltungen verursachten viel Aufsehen. Einige haben sie gelobt, andere wieder mißbilligten sie, weil sie sie für ein unnützes Amusement hielten und sagten, sie würden einer schädlichen Gewinnsucht Vorschub leisten. Diese Ansichten bekam auch Széchenyi zu hören. Er wollte diesem Gerede widersprechen, weil es der Popularität der Pferderennen schadete, und zwar schriftlich, um seinen Argumenten ein größeres Gewicht zu verleihen. Er habe sowieso schreiben wollen über die »Sache der Pferde«.

### *Das Buch über die Pferde*

Sein erstes umfangreicheres Werk über die Pferde<sup>21</sup> wollte er in erster Linie jedoch nicht zur Widerlegung des erwähnten Geredes, sondern zur Verbesserung der ungarischen Pferdezucht schreiben. Wie bereits erwähnt, wurde er auf seiner ersten Englandreise auf die hochentwickelte Pferdezucht des Inselreiches aufmerksam. Auch auf die wichtige wirtschaftliche und militärische Rolle des Pferdes im 19. Jahrhundert wurde schon hingewiesen. Széchenyi schrieb in diesem Buch darüber, was in Ungarn für die Zucht besserer Pferde zu tun wäre. Er glaubte, mit seinen Vorschlägen nicht nur seinem Vaterland, sondern der ganzen Monarchie einen Dienst zu erweisen.

Er betonte, daß ein Fortschritt auch in diesem Fall nur dann zu erhoffen sei, wenn die Züchter ein Interesse daran gewännen, qualifiziertere und ihre guten Eigenschaften vererbende Fohlen aufzuziehen. Dazu müßten freilich auch die notwendigen Voraussetzungen geschaffen werden. Zuchttiere von entsprechender Qualität seien zu besorgen. Es sei sicherzustellen, daß sie zu den Züchtern kämen. Der Absatzmarkt müsse organisiert werden. Zum Nachweis der besseren Qualität und auch zur Werbung seien Wettbewerbe zu veranstalten. Aufgaben warteten also auch auf den Staat. Der Staat sei aber am meisten daran interessiert, bessere Pferde zu haben.

Das Buch über die Pferde ist eine gelehrte Abhandlung, die nur mit einem engen Interessentenkreis rechnen konnte. Viele nahmen es dem Autor übel, daß er die Zustände in Ungarn mit seinen Erfahrungen in England verglichen hatte. Man hielt die öffentliche Ausbreitung der Mißstände für unklug. Széchenyi ließ den Band später auch ins Deutsche übersetzen, weil dessen Gegenstand die ganze Monarchie anging und weil

---

<sup>21</sup> Graf Stephan SZÉCHENYI: Ueber Pferde, Pferdezucht und Pferderennen. Leipzig/Pesth 1830.

auch Ungarn viele deutschsprachige Einwohner hatte. Doch erweckte auch dieses Buch keine Aufmerksamkeit. Széchenyis Vorschläge verhallten ungehört.

### *Die Reise nach Fiume*

Es interessierte ihn, wie Fiume, der einzige Seehafen Ungarns, seiner Bestimmung genüge. Er wollte auch die dorthin führenden Straßen sehen, wie diese sich für einen größeren Verkehr eigneten, weil er Pest zum Handelszentrum des Landes machen wollte.<sup>22</sup>

Er kam am 20. Juli 1828 in Fiume an. Er lernte den Gubernator Ferenc Ürményi und die Bediensteten des Guberniums kennen. Seine Eindrücke waren nicht günstig, weder von der Stadt noch vom Distrikt. Die Gegend sei arm und vernachlässigt, die Einwohner würden Not leiden. Er traf einen Unternehmer, der einen englischen Geschäftsführer angestellt hatte. Als diesem geraten worden sei, die Sprache des Landes zu erlernen, habe er gefragt: Welche Sprache? – das Deutsche, das Kroatische oder das Italienische? Das frage ein Ausländer von einem Ungarn – bemerkte Széchenyi.

Er bereiste die Gegend und kam bis nach Triest. Obzwar er nur die Einfuhr der Stadt als zufriedenstellend einstufte, mußte er feststellen, daß sie sich seit seinem früheren Besuch eine gewaltige Entwicklung durchgemacht habe.

Am Ende des Besuches faßte er seine Eindrücke schriftlich zusammen. Fiume sei wegen seiner Inseln ein kümmerlicher Hafen. Ungarn könne nicht viel von der adriatischen Verbindung erwarten. Für den Außenhandel würde nur der zur Donaumündung gerichtete Verkehr von Bedeutung sein. Trotzdem listete er diejenigen Aufgaben auf, dank denen die ungünstige Lage von Fiume verbessert werden könnte. Er kam am 18. August wieder in Zinkendorf an.

### *Verbindungen zu den höheren Kreisen*

Der Großteil der ungarischen Aristokratie war mit den Reformplänen Széchenyis nicht einverstanden, man überhäufte ihn mit Vorwürfen. Auch Széchenyi war unzufrieden mit seinem Stand, mit denen, die in Wien lebten, die Gunst des Herrscherhauses suchten, sich nicht um das Schicksal ihres Vaterlandes kümmerten und nicht ungarisch sprachen. Trotzdem kamen diejenigen, mit denen er seine Pläne und Sorgen teilte, um deren Hilfe er bat, aus diesen Kreisen. Das ist zum Teil auch verständlich, weil

---

<sup>22</sup> *Fontes* (Anm. 2), Bd. 12, S. XIII.

sie seine Freunde und Verwandte waren, die er seit seiner Kindheit kannte.

Der Grund lag auch darin, daß Széchenyi Leute brauchte, die eine größere Bildung besaßen (mehrere Sprachen beherrschten usw.), einen weiteren Gesichtskreis hatten und reicher waren. Brauchte er für die Realisierung eines Vorhabens Geld (so für die Notierung von Aktien), bettelte er sich beinahe bei allen seinen Bekannten und Verwandten durch.

Das Wichtigste aber, was er von ihnen erhielt, waren die Informationen. Um das zu untermauern, soll über Széchenyis unmittelbare Kontakte berichtet werden.

Sein Bruder Lajos war 1824 zum Oberhofmeister der 19jährigen Erzherzogin Sophie ernannt worden, noch bevor sie den schwachsinnigen Erzherzog Franz Carl heiratete. Lajos Széchenyi fungierte neben der jungen Erzherzogin auch als Ratgeber, und er vermittelte ihr politische Kenntnisse. Die Kopien einiger Studien, die er für sie verfaßt hatte, blieben erhalten. Die energische Frau (die die Ungarn nicht mochte) hatte auch politische Ambitionen. Sie war tonangebend in der Herrscherfamilie, dies schon deshalb, weil sie die Mutter Franz Josephs wurde.

Istváns anderer Bruder Pál war Metternichs Schwager. Die Frauen waren Geschwister. István Széchenyis Beziehung zu diesem Haus gestaltete sich aber noch enger dadurch, daß die Mutter der Gräfin Melanie Zichy-Ferraris, die in Széchenyis Tagebüchern häufig erwähnte Molly, ihre Tochter, vor deren Ehe mit Metternich, gerne mit ihm verheiratet hätte, und Melanie hatte sich bereits ganz auf diese Ehe eingestellt. Aus ihren Briefen weiß man, daß sie nur einmal im Leben eine echte Liebe empfand, und zwar für István. Melanie wartete jedoch vergeblich – Széchenyi schwärmte damals bereits für Crescence.<sup>23</sup>

Man liest öfter in Széchenyis Tagebüchern, daß er bei gelegentlichen Reisen nach Wien anderntags bei den Metternichs frühstückte. Zum Morgenkaffee waren gewöhnlich mehrere Gäste geladen, und man weiß aus dem Tagebuch von Friedrich von Gentz, dem Freunde und engsten Mitarbeiter Metternichs, daß der Gesprächsstoff meist Politik war.<sup>24</sup> Der alternde Metternich, ermüdet von der Politik, überließ immer mehr Angelegenheiten Gentz, und er erhörte mehrmals auch die Meinung der bei vielen als sehr gescheit geltenden Melanie.

Es lohnt sich, auch Molly näher kennenzulernen. Sie war die Schwiegertochter des Grafen Károly Zichy sen., des von Franz I. geschätzten Staatsministers. Als der älteste Sohn des Grafen, der Kavalleriegeneral Ferrenc, 1811 die Gräfin Maria Ferraris (Molly), die einzige Erbin eines großen

---

<sup>23</sup> *Fontes* (Anm. 2), Bd. 12, S. 112 f. Széchenyi berichtet über einen Brief Melanies, den ihm deren Schwester, seine Schwägerin, gezeigt hatte: »Sie habe mich vor einigen Jahren unendlich geliebt – werde nie wieder lieben –«.

<sup>24</sup> August TOURNIER – Arnold WINKLER: *Tagebücher von Friedrich von Gentz*. Zürich/Leipzig/Wien 1920.

Vermögens, heiratete, nahm die Familie den Namen Zichy-Ferraris an. Der zweite Sohn des Grafen Károly Zichy sen., Károly jun., war der Mann von Crescence.

Das Palais der Zichy-Ferraris war einer der vornehmsten gesellschaftlichen Mittelpunkte Wiens. Die Teenachmittage Mollys ähnelten eher den großen Staatsempfängen. Die Wien das erstmal besuchenden Staatsmänner und Monarchen kamen, um die Spitzen der Gesellschaft kennenzulernen. Zar Alexander I. ging zu jedem Tee Mollys, wenn er in Wien weilte. Es ist bezeichnend, daß Fürstin Razumovskij, die Frau des russischen Gesandten am kaiserlichen Hof, Molly einmal darum bat, es am nächsten Teenachmittag durch das Setzen und die Lenkung der Unterhaltung so zu arrangieren, daß ihr Mann mit dem Zaren in Kontakt komme. Der Zar lasse sich nämlich nicht in ein Gespräch mit ihrem Gatten ein, seitdem dieser ihn gebeten habe, sich aus Altersgründen von der aktiven Politik zurückziehen zu dürfen.<sup>25</sup> István Széchenyi war an diesen Teenachmittagen, auch als einer der Schwiegersohnkandidaten Mollys, häufig zu Gast. Molly neckte ihn oft, weil er Melanie nicht heiraten wollte.

Molly konnte nicht als hübsch bezeichnet werden<sup>26</sup> (nur die Schriftsteller verzauberten sie in eine wunderschöne Frau), war aber außerordentlich geschickt. Alle ihre vier Töchter verheiratete sie z.B. sehr reich. Und als jemand die Zurückzahlung ihres vom Zaren erhaltenen größeren Kredits zur Sprache brachte, antwortete sie: »Höchstens erklärt mir Seine Hoheit den Krieg!«<sup>27</sup>

Széchenyi verkehrte auch im Palais des Fürsten Razumovskij, eines der reichsten Männer Europas. Razumovskij hatte sich als Gesandter in den diplomatischen Manövern gegen Napoleon verdient gemacht. Er war durch seine erste Frau, die Gräfin Elisabeth Thun, Oheim der Geschwister Karoline und Selina Mead, der beiden großen Jugendlieben Széchenyis. Auch seine zweite Frau war Österreicherin, die Gräfin Konstanze Thürheim. Széchenyi blieb mit der Familie weiterhin freundschaftlich verbunden. Bei seinen erfolglosen Heiratsversuchen bat er auch öfter die Thürheim-Töchter, sich für ihn einzusetzen.

Eine interessante Figur Wiens war auch der aus Norddeutschland stammende Friedrich von Gentz. Weil die Sterilität des preußischen Beamtenalltags ihn anödete, aber auch aus politischen und persönlichen Gründen, wechselte er nach Österreich über. Hier wurde er bald zum unentbehrlichen außenpolitischen Ratgeber Metternichs und dank seiner angenehmen Art auch zu einem beliebten Mitglied der Wiener hochadligen Gesellschaft. Damit läßt sich erklären, daß die Schulden des auch in Österreich auf großem Fuß lebenden Gentz dreimal aus der Staatskasse bezahlt

<sup>25</sup> Lulu [Ludovika] Gräfin THÜRHEIM: Mein Leben. Bde. 1-4. München 1913, hier Bd. 2, S. 298.

<sup>26</sup> THÜRHEIM (Anm. 25), Bd. 2, S. 115.

<sup>27</sup> THÜRHEIM (Anm. 25), Bd. 2, S. 115.

wurden. Selbst eine einmalige Sanierung war in der Monarchie eine Seltenheit.

In diesen gesellschaftlichen Kreisen bezog Széchenyi bestimmte Informationen, die für ihn sehr wichtig waren. Er wird wohl dabei nicht immer ausweichende Antworten bekommen haben. Es ist deshalb sehr wahrscheinlich, daß Széchenyi – bis zu seinem Döblinger Aufenthalt – einer der bestinformierten Persönlichkeiten in Ungarn war.

### *Crescence – die Amphitrite Széchenyis*

Die Liebe Széchenyis zu Crescence war unverändert. Er wies auf seine politischen Pläne hin: »ich habe meine Rolle überdacht, – und ich fühle Kraft in mir und Ausdauer, sie durchzuführen – – Nur Sie, tief verehrtes Wesen dürfen an mir nicht irre werden – denn dann verlässt mich meine Stärke ganz.«<sup>28</sup>

Zutreffend schrieb Széchenyi, daß die wahre Liebe zu den größten Taten befähige, daß sie ihm eine unglaubliche Kraft und Ausdauer in seiner Arbeit gebe, um ein schlummerndes Volk aufzurütteln und zum Fortschritt zu führen. »Sie [Crescence] kann die Ursache seyn, dass ein ganzes Volk regenerirt werde. – Die Amphitrite, die einen [einem] Adler zu trinken gibt.«<sup>29</sup>

Bereits an früherer Stelle war eine der großen Tugenden Széchenyis, das Streben nach Selbsterkenntnis, zu beobachten. In diesem Lebensabschnitt erhielt dieses Streben unter dem Einfluß seiner Liebe eine bestimmte Richtung. Dank dieser Eigenschaft entwickelte er in sich die Begeisterung für alles Schöne, Große und Edle, die Suche nach der Vollkommenheit. Er drückte dies in seinem ins Tagebuch geschriebenen Gebet auf ergreifende Weise aus: »Erfülle mein Herz mit Engelreiner Liebe, für meine Neben Menschen, für mein Vaterland, für meine Lands Leute – [...] Ich will denken und arbeiten Tag und Nacht, mein Lebenlang. [...] Hilfe mir, dass ich alle Leidenschaften in mir unterdrücken könne. [...] – Und lasse den Engel, der mich erleuchtet, in Friede und stillem Glück leben.«<sup>30</sup>

Széchenyi zeigte in der Tat menschliche Größe in seiner Suche nach Selbsterkenntnis. Man findet in der Weltliteratur – vielleicht außer Franklin, der auch Széchenyis Vorbild war – keinen zweiten Menschen, der

<sup>28</sup> *Fontes* (Anm. 2), Bd. 12, S. 301.

<sup>29</sup> Nach der griechischen Sage gab Amphitrite, die Gemahlin des Meeresherrn Poseidon, einem Adler zu trinken. Széchenyi zeichnete eine Skizze dieser Szene, wo Amphitrite Crescence darstellt, wie sie mit ihrem Getränk den Adler (Széchenyi) auf den Weg der Tugend und der edlen Bildung führt. Später ließ Széchenyi diese Szene von Johann Ender malen und schenkte das Gemälde der Akademie. Dieses Gemälde wurde das Wappen der Akademie. Siehe *Fontes* (Anm. 2), Bd. 12, S. 14.

<sup>30</sup> *Fontes* (Anm. 2), Bd. 12, S. 109, 10. Dezember 1826.

seine Schwächen und Irrtümer rückhaltlos eingestanden hätte, der genauso zugegeben hätte, von einem anderen zum Großen, Schönen, zur Tugend geführt worden zu sein, legte Gyula Viszota dar.<sup>31</sup>

Auch Crescence liebte Széchenyi, sie zeigte es aber nicht, weil dies ihren Prinzipien zuwidergelaufen wäre, und sie achtete sehr darauf, daß ihr Benehmen immer tadellos war. Diese platonische Liebe wurde freilich von den Bekannten, besonders den Frauen, mit Argusaugen beobachtet. Eine von ihnen seufzte: »So möchte ich geliebt seyn, wie Sz[échenyi] liebt!!! –« Und eine andere, als sie sich von Crescence verabschiedete: »Du hast den armen Steff[erl] maltrahiert –«<sup>32</sup> Die Liebe von Crescence wird auch von den wenigen Zeilen entlarvt, die sie dem kleinen Päckchen mit der Asche von Széchenyis verbrannten Briefen beigegeben hatte: »Ich habe einen großen Kampf gekämpft und habe ihn bestanden –. Er ist mir der größte Lohn geworden für eine große That –. Meine Seele ward ruhiger und er blieb mir gleich theuer. Ofen, den 30 May 829.«<sup>33</sup>

### *Politik und Taktik*

Er kann es nach irgend einer unangenehmen Erfahrung in sein Tagebuch geschrieben haben: »Im Leben muss man mit versteckten Karten spielen. Traurig genug. Ich bin 32 Jahr alt geworden, ohne das zu achten: deshalb mein schlecht Gelingen.«<sup>34</sup>

Am 10. März 1829 schrieb er den Entwurf eines langen Briefes an Crescence in sein Tagebuch. Es ist nicht bekannt, ob er ihn abgeschickt hat. Er notierte oft seine Gedanken in Briefform. Sicherlich hatte er ihr auch mit lebenden Worten mitgeteilt, welche Taktik er in der Politik befolgen wolle: »Wie soll ich aber meine Rolle spielen? Seyn Sie gerecht! – Mit einen [!] muss ich fein, mit den [!] andern grob seyn, – den durch die Varietät meiner Ideen, Jenen mit Geld, den Dritten mit Edelmuth gewinnen. Einen muss ich beschämen, den andern quälen, wieder einen andern erschrecken. Manche mit Gutem zum Guten bringen, manche zum Guten zwingen ... usw. mit 100 Varietäten. Ist es möglich, dass die Leute aus mir, auf diese Weise klug werden? Nein, es ist unmöglich. Soll auch nicht seyn. Wäre es gut, sähe mich jeder Junge oder jeder Dum[m]kopf durch ...? Am nächsten Landtag werden die Leute irre über mich, sehe es ja voraus, – Sie werden mich der Characterlosigkeit beschuldigen, – und manche denken, *ich suche eine Anstellung*, – die Elenden, denn ich werde *unsere eigenen Feh-*

<sup>31</sup> *Fontes* (Anm. 2), Bd. 12, S. XXXVIII.

<sup>32</sup> *Fontes* (Anm. 2), Bd. 12, S. 309, 22. März 1829.

<sup>33</sup> Kinga KÖRMENDY: *A Széchenyi-gyűjtemény*. Budapest 1976, S. 217. Die Zeilen von Crescence werden in der Handschriftenabteilung der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, Budapest, unter K. 305/21-23 aufbewahrt.

<sup>34</sup> *Fontes* (Anm. 2), Bd. 11, S. 420.

ler mit der bittersten Lauge des Witzes angreifen – und dann oft *unbegreiflich handeln*. – Ist es denn aber nicht dumm, den Ochsen bei die [!] Hörner zu nehmen! Nous hongrois nous sommes si foibles, – il faut que nous soyons rusés, c'est la seule arme déplorable que nous avons aujourd'hui –...«<sup>35</sup>

### *Der Einfluß von Smith und Bentham*

Széchenyi vernachlässigte seine unentbehrliche geistige Nahrung, das Lesen, trotz seines überfüllten Programms, auch in diesen Jahren nicht. Im Tagebuch steht meist, was er gelesen hatte.

Aufgrund eines Buches von Vincenzo Dandolo studierte er die Seidenraupenzucht. In dieser Zeit las er Madame de Staëls Werk über England, einen Roman Walter Scotts, »Dr. [Ignaz Aurel] Fessler's Rückblicke auf seine siebenjährige Pilgerschaft« und dessen »Die Geschichte der Ungarn und ihrer Landsassen«, ein Werk Louis-Philippe Ségurs, einen Roman Victor Hugos, die „Kedvcsapongások“ (*Streifzüge der Laune*) von András Fáy, die Romanze „Gyula szerelme“ (*Die Liebe von Gyula*) von Sándor Kisfaludy, die Studie von János Justinus über die Pferdezucht, Henry Hallams „Constitutional History of England“ sowie die Werke von Adam Smith und Jeremy Bentham, die ihn am meisten beeindruckten. Széchenyis Interessen waren also auch weiterhin breitgefächert, aber er las immer weniger schöngeistige Bücher.

Nach dem berühmten Nationalökonom Adam Smith sei die Arbeit die Grundlage der Wirtschaft, das Eigeninteresse die Grundlage der individuellen Arbeit und der freie Wettbewerb die Grundlage der Nationalökonomie. Széchenyi berief sich auch in seinem Werk ‚Világ‘ (*Licht*) auf Smith, »der der Erste, die Elemente der National-Oekonomie auf unerschütterliche Grundvesten baute, und so zu sagen der Entdecker einer ganz neuen, von ihm nur geahnten Wissenschaft war.«<sup>36</sup>

Beim großen englischen politischen Philosophen Bentham sind Ethik und Politik aufs engste miteinander verbunden. Das grundlegende Dogma seiner Sittenlehre besagt, daß der größte Wert das größtmögliche Glück der größtmöglichen Anzahl von Menschen sei. Die wertvollste Tat sei diejenige, die dieses Ziel zu realisieren suche. Diese Auffassung spielte eine bedeutende Rolle bei der Entstehung des modernen Kapitalismus, von Demokratie und Liberalismus. Bentham hielt es für nutzlos, wenn die Freiheit der Menschen mit großen Worten verkündet werde, man müsse Gesetze beschließen, die tatsächlich die Freiheit verwirklichten.<sup>37</sup> Und die

<sup>35</sup> *Fontes* (Anm. 2), Bd. 12, S. 302.

<sup>36</sup> SZÉCHENYI: *Licht* (Anm. 5), S. 332 und *Gróf Széchenyi István munkái*, II. Reihe, Bde. 1-2. Budapest 1904-1905 (vgl. Anm. 4), hier Bd. 1, S. LXV.

<sup>37</sup> *Fontes* (Anm. 2), Bd. 2, S. 121.

Gesetze müßten neu sein, weil wenn die Gesetze unveränderlich seien, dann würden auch im Falle neuer Probleme die Vorfahren bestimmen.

Es ist interessant, daß Széchenyi in seinem Tagebuch die Werke Benthams unerwähnt läßt. Diese kommen nur in einem Notizenheft unter den noch zu lesenden Werken vor. Weil er seine Eintragungen im Notizenheft nicht datierte, weiß man nicht einmal, wann er das Studium Benthams in sein Programm aufnahm.<sup>38</sup> Nach Iványi-Grünwald dürfte er sich nach 1825 intensiver mit dessen Werk beschäftigt haben.<sup>39</sup>

### „Ueber den Credit“

Széchenyis Beliebtheit wuchs ständig. In der Ödenburger Komitatsversammlung ließ man ihn hochleben. In Pest erhielt er das Wahlrecht. Die Bauern sagten: »Graf István Széchenyi ist ein berühmter Mann.« Im Komitat Torna trank man anlässlich einer Generalversammlung auf seine Gesundheit. Dániel Berzsenyi schrieb über ihn mit Begeisterung. In dem Brief eines Engländers an Maria Theresia Gräfin Brunswick, die Gründerin der ersten ungarischen Kinderbewahranstalt, steht folgendes: »Wenn Sie zehn solche Männer hätten wie den Grafen Széchenyi, dessen Namen ich mit goldenen Lettern schreiben würde, würde Ungarn auferstehen und zu einer Nation Europas werden.«<sup>40</sup>

Inzwischen arbeitete er an seinem neuen Werk. Bereits in den Notizen früherer Jahre finden sich Gedanken, die er später zu seinem „Die Grundlagen der inneren Stille“ (*Belső csend alapjai*) genannten Entwurf benutzte. Széchenyi wollte seinem Werk die Titel „Emberekről“ (*Von Menschen*) oder „Boldogság alapjai“ (*Grundlagen des Glücks*) geben und damit das höchste Ziel menschlichen Lebens, das Glück, zum Ausdruck bringen. Und er wollte erläutern, daß wir zum Glück gelangen, wenn wir unsere Pflichten erfüllen.

Er zögerte noch, welchen Titel er nehmen sollte, als er am 19. November 1828 vom Wiener Bankhaus Arnstein & Eskeles einen Brief erhielt, in dem dieses seinen Kreditantrag über einen im Verhältnis zu seinem Vermögen geringen Betrag höflich ablehnte. Széchenyi stellte fest, daß das Bankhaus eigentlich recht hatte. Er, der steinreiche Gutsbesitzer, konnte doch keinen einzigen Gulden Sicherheit leisten. Darauf ging er auch in seiner Antwort ein. Die ganze Sicherheit, die er geben könne, sei nur seine Ehre und sein Gerechtigkeitsinn. Auch das persönliche Vertrauen sei wichtig, aber, das sehe er ein, bestimmend sei die materielle Sicherheit.

<sup>38</sup> *Fontes* (Anm. 2), Bd. 11, S. 732.

<sup>39</sup> *Fontes* (Anm. 2), Bd. 2, S. 108.

<sup>40</sup> *Fontes* (Anm. 2), Bd. 12, S. 309, 22. März 1829. (»Had you ten such men as Count Stephan Széchenyi, whose name I would write in Gold, Hungary myght arise and become one of the nations of Europe.«)

Beides wurden dann durch den neuen Titel des in Arbeit befindlichen Buches ausgedrückt: „Hitel“ (*Ueber den Credit*), den er erstmals am 14. Dezember 1828 zu Papier brachte.

Im Januar 1829 notierte er, daß die Hälfte der Arbeit fertig sei. Er bat die Zensur um ein vorläufiges Gutachten. Ein Zensor namens Drescher schrieb am 3. März folgende Antwort: »Das ›Hitelrük‹ wird ein grosses Aufsehen machen – – – man wird sie steinigen, – aber es wird nützen – – – ich komme um mein Brod – ich schreibe es aber unter [!].«<sup>41</sup>

### *Reise nach Deutschland und Holland*

Im Sommer 1829 unterbrach Széchenyi die Arbeit am „Hitel“ für zwei Monate, weil er nach Deutschland reiste.

Széchenyi und Graf György Károlyi folgten einer Einladung, die mecklenburgische Pferdezucht und die in dieser Provinz veranstalteten Pferderennen kennenzulernen. Die Reise begann am 16. Juli 1829. In Prag stellte Széchenyi fest, daß er überall Fortschritt sah, nur Ungarn träte auf der Stelle. Sie durchquerten mit ihrer Kutsche jenes Gebiet, wo Széchenyi sich zu jenem denkwürdigen Kurierdienst vor der Schlacht bei Leipzig gemeldet hatte. Die Erinnerung gab ihm Anlaß, auf sein Leben zurückzublicken, und er konstatierte, daß ihm bisher nichts gelungen sei. In Dresden machte ihn die Erfahrung bedrückt: Kaum hätten sie sich von Ungarn entfernt, hätten nur noch wenige gewußt, daß dieses Land überhaupt existiere. In Berlin sah er überall Spuren Friedrichs des Großen. Vor dem imposanten Reiterstandbild Blüchers sann er darüber nach, was er selbst zu erhoffen habe. Unterwegs besichtigten sie jede Sehenswürdigkeit, besonders die Pferdezuchten. Sie stellten fest, in Wien und Pest gebe es bessere Pferde. Széchenyi grollte den »ruhmvollen Ahnen«, weil Ungarn nicht fähig sei, sich allein zu erhalten, während Holland, Dänemark, Schweden und die kleineren deutschen Staaten ihre Selbständigkeit bewahren konnten. In Doberan (Mecklenburg), am eigentlichen Ziel ihrer Reise, fanden sie ein reges gesellschaftliches Leben. Sie besichtigten die Rennbahn, die Stallungen und die Dressur.

In Hamburg bestiegen sie ein Schiff nach Holland, wo die größten Städte aufgesucht wurden. Das Land gefiel Széchenyi sehr, besonders der Fleiß seiner Einwohner. Hier trennten sich die Freunde, weil Károlyi nach Paris reiste. Auf dem Rückweg suchte Széchenyi die für ihn erreichbaren deutschen Gestüte auf. Im Zusammenhang mit den politischen Verhältnissen in Württemberg machte er sich über die von Preußen vorgeschlagene Zollunion Gedanken. Er sah richtig, daß Österreich dadurch in den Hintergrund gedrängt und Preußen die führende Rolle übernehmen würde. Am 15. September kam er über München, Salzburg und Linz in Wien an.

<sup>41</sup> *Fontes* (Anm. 2), Bd. 12, S. 295, 3. März 1829.

Wie Széchenyi von Stadt zu Stadt weiter nach Westen gezogen war, brachen anstelle der gewohnten Kirchtürme immer mehr rauchende Fabrikschornsteine die Harmonie der Landschaft. In Hamburg sah er noch Segelschiffe, aber in Richtung Holland immer dunkler qualmenden Rauch. Dieser Unterschied konnte von niemandem deutlicher bemerkt werden als von dem aus der ungarischen Stille ankommenden István Széchenyi. Er spürte, daß etwas Neues im Kommen war. Er verglich verbittert die Unbeweglichkeit von zu Hause mit dem Gewimmel im Westen. Davon zeugt die traurige Eintragung in seinem Tagebuch: »Alle meine Aussichten für Hungarns Grösse schwanden – meine Hoffnungen brachen – Ich fühlte in meinem Herzen bitter und krampfhaft! –«<sup>42</sup>

Wann Széchenyis Bildung und die Entstehung seiner Ideenwelt als abgeschlossen gelten können, dann war in Széchenyis Leben dieser Zeitpunkt nach seiner Deutschland- und Hollandreise gekommen. »Széchenyi ist zu dieser Zeit 38 Jahre alt, und sein Weltbild ist im großen ganzen fertig«, stellte die Forschung fest.<sup>43</sup>

#### *Erscheinen von „Ueber den Credit“*

Sobald Széchenyi wieder zu Hause war, setzte er die Arbeit an seinem Werk fort. Er konnte sich vorerst nicht dazu entschließen, es herauszugeben. Dann enthält sein Tagebuch plötzlich am 7. Dezember die Mitteilung, daß er das Werk bereits in Druck gegeben habe. Am Schlußwort änderte er noch eine Kleinigkeit, dann schrieb er am 11. Januar 1830: »Hitel beendigt.«<sup>44</sup> Der Druck wurde am 27. Januar abgeschlossen; am 31. Januar kamen die ersten 20 Exemplare. Anfang Februar war das Buch im Handel.

„Ueber den Credit“ führt die schwere Lage der ungarischen Landwirtschaft vor Augen und erörtert, wie ihr geholfen werden könnte. Das Buch beschäftigt sich also ausschließlich mit der Landwirtschaftspolitik. Es sei daran erinnert, daß Széchenyis Erkenntnis, wonach ein Fortschritt weder im Patriotismus noch in der Bildung ohne wirtschaftlichen Wohlstand zu erwarten sei, und wonach aus der Tatsache heraus, daß Ungarn ein Agrarstaat sei, die Reformen bei der Landwirtschaft begonnen werden müßten, aufgrund seiner 1825 in Frankreich gewonnenen Erfahrungen herangereift war.

Das Buch betont, daß die wichtigste Zielsetzung auch der Landwirtschaft der Nutzen sei. Man müsse diejenige Art der Produktion wählen, die den größtmöglichen Nutzen sichere. Es werden die Hindernisse behandelt, die einer rationalen Produktion entgegenstanden. Dies läge zum Teil bei den Erzeugern selbst. Die Landwirte seien in ihrem Kenntnisstand

<sup>42</sup> *Fontes* (Anm. 2), Bd. 12, S. 328, 26. Juli 1829.

<sup>43</sup> Viktor PADÁNYI: Széchenyi kultúrāja. Szeged 1943, S. 182.

<sup>44</sup> *Fontes* (Anm. 2), Bd. 13, S. 6.

zurückgeblieben. Sie wüßten nicht, für welche Produkte sich ihr Boden am meisten eigne. Sie glaubten in ihrem übertriebenen Selbstvertrauen, daß das, was sie produzierten, erstrangig sei. Sie kümmerten sich nicht um die qualitative Verbesserung ihrer Produkte und berücksichtigten nicht die Ansprüche des Marktes.

Das andere Hindernis sah Széchenyi in der Gebundenheit des bereits unzeitgemäß gewordenen Grundbesitzer-Hörigen-Verhältnisses. Dieses wirtschaftliche Verhältnis wurde zuletzt durch die Königin Maria Theresia mit dem Urbarium genannten Gesetz geregelt. Der Umstand nämlich, daß die Hörigen für die Nutzung des ihnen vom Grundbesitzer überlassenen Bodens mit einem Ertragsanteil, dem Zehnten, und auf dem vom Grundbesitzer selbst verwalteten Boden mit Arbeit, dem Frondienst, zahlten und daß das Verhältnis unwandelbar war, spornte die Hörigen nicht genug zu einer besseren Leistung an und ermöglichte nicht, daß der Grundbesitzer seinen Boden einem Fleißigeren gab und daß der Boden für eine zeitgemäßere, erträglichere Produktion verwendet wurde. Daraus resultierte zum Beispiel, daß das Agrarland Ungarn den Fleischbedarf Österreichs nicht decken konnte.

Széchenyi wollte das Hörigen-Grundbesitzer-Verhältnis so ändern, daß es weder den Ruin des einen noch den des anderen Teils zur Folge haben sollte. Er gab sich aber nicht mit einer humanen Regelung welcher Art auch immer zufrieden, sondern er tat das nur mit einer Regelung, die bessere Produktionsverhältnisse schaffte. Er hielt auch den Umstand für unzeitgemäß, daß der Entgelt für die Bodennutzung nicht in Geld, sondern in der Lieferung von Getreide und in Arbeitsleistung festgelegt wurde. Anstelle der Zahlung in Naturalien mußte die Lohnarbeit eingeführt werden. Auch wollte er erreichen, daß auch der Bewirtschafter des Bodens selbst Boden besitzen durfte.

Er geht in seinem Werk nicht auf die Befreiung der Hörigen ein; wahrscheinlich deshalb, weil sie ein politischer Begriff war und er nur einen wirtschaftlichen Gegenstand behandelte. Nach Meinung der Historiker geht klar aus dem Tagebuch hervor, wie sehr ihm das Schicksal des für die gesunde Entwicklung des ungarischen Volkes so wichtigen Bauerntums am Herzen lag, aber er brachte in seinem Werk „Ueber den Credit“ ihre Befreiung aus politischer Besonnenheit noch nicht zur Sprache. Die Bauernbefreiung verband sich später mit dem Namen von Lajos Kossuth, dessen bleibendes Verdienst sie wurde. Der entsprechende Teil in Széchenyis Buch verursachte auch so Aufsehen; er löste in gewissen Kreisen sogar Empörung aus. Es wurde auch beanstandet, daß er es nicht deutlich genug ausgeführt hatte, in welcher Weise die Befreiung durchzuführen war. Er wollte durch die Abschaffung des sowieso zusammenbrechenden wirtschaftlichen Verhältnisses die materielle Lage der Hörigen verbessern. Das sollte nicht auf revolutionärem Wege geschehen, sondern dadurch, daß man den freien Grunderwerb ermöglichte.

Im Mittelpunkt von „Ueber den Credit“ steht die Frage nach der Änderung des Systems der Gewährung von Privatkrediten. Die Änderungen seien aus folgenden Gründen notwendig:

Die Klein- und Großgrundbesitzer hätten keinen Kredit.

Der Kreditmangel werde durch die Unzulänglichkeit des Privatrechts und das Fehlen von Hypothekenbanken verursacht.

Es bedürfe eines Wechselrechts, auch schon wegen der Behebung der bei den Kreditabwicklungen vorkommenden Mißbräuche.

Széchenyi nahm die Kreditprobleme seiner Zeit mit realem Instinkt wahr. Das Wirtschaftsleben kämpfte mit drückenden Kreditschwierigkeiten. Die unbegründet hohen Zinsen waren keine Seltenheit. Der Wucher nahm überhand. Die Gläubiger forderten sofort verwertbare Güter oder sonstige Wertgegenstände als Sicherheit. Das ungarische Adelsgut entsprach nicht dieser Anforderung, weil der Eigentümer infolge der Avitizität, einer adligen Erbordnung, keine sicheren Eigentumsrechte hatte. Das dem Schuldner gehörende Gut hätte von sämtlichen Mitgliedern der Sippe eingeklagt werden können, noch bevor eine Pfändung realisierbar war. Solche Prozesse zogen sich in den meisten Fällen oft mehrere Jahre hin.

Hinsichtlich der Aufhebung oder auch Modifizierung des Avitizitätsgesetzes war Széchenyis Standpunkt zur Zeit der Abfassung seines Buches noch nicht gefestigt. In Kenntnis der Verschuldung der ungarischen Grundbesitzer befürchtete er – und in dieser Frage war er mit den konservativen Kreisen einer Meinung –, der ungarische Boden könnte in fremde Hände geraten.

Er schlug die Aufstellung eines Wechsel- und Handelsgerichtes vor, dessen Zuständigkeit sich auch auf die Adelsgüter erstrecken sollte.

„Ueber den Credit“ spricht nur allgemein von den Hypothekenbanken, was von den zeitgenössischen Kritikern für einen der Mängel gehalten wurde.

Széchenyi wollte mit seinem Buch den Übelständen seiner Zeit abhelfen. Diese Bestrebung geht am deutlichsten aus seinen soeben dargelegten privatrechtlichen Konzeptionen hervor.

Im Kapitel „Ungarland hat keinen Handel“ trat Széchenyi nicht für die Interessen der ungarischen Kaufleute ein, sondern behandelte die Absatzschwierigkeiten landwirtschaftlicher Produkte. Er beschäftigte sich also auch hier fast ausschließlich mit aktuellen Agrarfragen. Der ungarische Gutsbesitzer rationalisiere vergebens die Produktion und steigere vergebens den Ertrag, wenn er seine Produkte nicht zu einem entsprechenden Preis verwerten könne.

Er schickte voraus, daß er die »alle Tage« zu hörenden und nur »eingebildeten« Gründe unter den Absatzschwierigkeiten – die geographische Lage des Landes sei unvorteilhaft, es fehlten finanzielle Mittel, die Konkurrenz sei erdrückend, die Ausfuhrzölle seien zu hoch, um nur einige zu nennen – nicht behandeln werde.

Er wies vor allem darauf hin, daß die Absatzlage des Landes nicht nur durch die Steigerung der Ausfuhr, sondern auch durch die Erhöhung des Innenverbrauchs verbessert werden könne. Die Steigerung des inneren Verbrauchs hänge von der Besserung der materiellen Verhältnisse der Bauern ab. Würden die Bauern vermöglicher, kauften sie auch mehr.

Die ungarischen Stände tadelten immerzu die hohen Ausfuhrzölle. Sie setzten sich vor allem für die Aufhebung der Zollgrenze zwischen Österreich und Ungarn ein. Széchenyis Auffassung wich von dieser Forderung ab. Er machte darauf aufmerksam, daß Ungarn zur Monarchie gehöre und deshalb auch die wirtschaftlichen Sorgen beider Länder gemeinsam seien. Würde der Zoll in Richtung Österreich abgeschafft, müsse Ungarn andere Lasten übernehmen. Die höfischen Kreise seien sowieso der Meinung, Ungarn beteilige sich an den finanziellen Lasten des Reiches nicht in genügendem Maße.

Er teilte dagegen die Meinung, daß die Ausfuhr nach dem Ausland durch zu hohe und ständig schwankende Zölle belastet werde. Dieser Umstand beeinträchtige die Bestrebung, die Ausfuhr zu steigern.

Der Seehafen Ungarns, Fiume, sei nicht genügend ausgenutzt. Die Flüsse Drau, Save und Kulpa müßten zur Erleichterung des Verkehrs reguliert, die Straßen befahrbarer gemacht, die Luisenstraße [die Straße zwischen Karlstadt/Karlovac und Fiume] in staatliche Verwaltung genommen und der Festungscharakter von Karlstadt aufgehoben werden.

Die Transportkosten seien zu hoch. Aus diesem Grunde lohne es sich kaum, Weizen zu exportieren. Die Ausfuhr falle auch deshalb zurück, weil die Qualität einiger Produkte – er erwähnt dabei den Wein – ständig sinke.

Széchenyi zog auch die Lehre, daß Ungarn sein eigenes Absatzprogramm selbst zusammenstellen müsse, weil die Wiener Regierung sich in diesen Fragen als unfähig erwiesen habe, und das Land alles für die Realisierung dieses Vorhabens tun müsse.

Er empfahl sein Werk „Ueber den Credit“ »den schönen und grossherzigen Frauen meines Vaterlandes«. »Nehmet es [...] wohlwollend in Euren Schutz! [...] Ihr führet an Eurem Arm den kleinen Zögling in das Leben, und erziehet ihn zum guten Bürger...« Unter den Frauen dachte er wohl in erster Linie an Crescence.

Széchenyi schloß das Kapitel „Räthe“ mit folgenden Worten: »Bilden wir unsern Verstand, erweitern wir unsere Erfahrungen, suchen wir den Gelehrten auf, schlissen wir uns den Verständigen an, vergrößern wir unsere Büchersammlungen, belohnen wir denjenigen, der in Wissenschaften und Künsten sich hervorthut, besteigen wir den Wagen, das Schiff, betrachten wir die Welt und erheben wir unser Vaterland in die Reihe berühmter Reiche!« [...] »Geld aber und wirkliches Vermögen werden wir so lange nicht haben, als der Credit in unserem Vaterlande nicht hergestellt ist.«<sup>45</sup>

<sup>45</sup> Stephan Graf SZÉCHÉNYI [!]: Ueber den Credit. Leipzig 1830, S. 273.

Die Historiker, die „Ueber den Credit“ untersucht haben, beurteilten unterschiedlich den Einfluß des englischen Philosophen Jeremy Bentham, besonders dessen „The Book of Fallacies“, auf István Széchenyi. Unzweifelhaft sind in „Ueber den Credit“ nicht nur die Theorien Benthams anzutreffen, sondern auch wörtliche Entlehnungen aus dessen Buch.

Unter den älteren Historikern und Politikern hielt beispielsweise Ákos Beöthy Széchenyi für einen Utilitaristen, er beschuldigte ihn sogar des Plagiats.<sup>46</sup> Beöthy berief sich auch auf Zsigmond Kemény, der als erster ein Bild der Persönlichkeit Széchenyis zeichnete und in seinem vorzüglichen Széchenyi-Essay folgendes schrieb: »die Masse hielt ihn ausschließlich für den Mann des kalten Kalküls. [...] sie bewunderte ihn, getraute sich aber nicht, ihn rückhaltlos [...] zu lieben«.<sup>47</sup>

Ferenc Pulszky erwähnte „Ueber den Credit“ kurz in seiner Autobiographie. Das Buch gefiel ihm nicht, weil aus jeder Seite Bentham hervorgeblickt habe.<sup>48</sup>

Nach der in der Széchenyi-Reihe der Ungarischen Historischen Gesellschaft enthaltenen Meinung von Béla Iványi-Grünwald<sup>49</sup> würden die Ansichten Széchenyis zum ersten Mal in der Arbeit von Dávid Angyal richtig beurteilt.<sup>50</sup> Nach Angyal stünden die von Bentham übernommenen Inhalte mit der politischen Dialektik des Werkes „Ueber den Credit“ im Zusammenhang, dessen politisches System sei aber idealistisch und unabhängig von Benthams Einfluß.

„Ueber den Credit“ fand in der Öffentlichkeit ein lebhaftes Echo, auch deshalb, weil das Werk die Realisierung der nationalen Aufgaben nicht von einem äußeren Faktor, nicht von der Regierung erwartete, sondern von den Ungarn selbst, von den Ständen und den Mitgliedern der traditionellen Führungsschicht. Es ist bezeichnend für das Interesse, das es erregt hatte, daß es noch im Jahre 1830 sechs Auflagen erlebte: je drei in ungarischer und in deutscher Sprache.

Das Buch löste sehr gemischte Gefühle aus. Einige nannten es den Friedhof der Ungarn, andere sagten, daß es erst das Licht in Ungarn angezündet habe, andere wieder behaupteten, es sei die Ursache allen Übels. Die Meinungen wurden in Büchern, Flugschriften und Briefen dargelegt. Eine der Hauptgestalten der Oppositionspolitik, Graf József Dessewffy,

<sup>46</sup> Ákos BEÖTHY: A magyar államiság fejlődése és küzdelmei. Bde. 1-4. Budapest 1901, hier Bd. 2, S. 174.

<sup>47</sup> Zsigmond KEMÉNY: Széchenyi István. In: Antal Csengeri: Magyar szónokok és státusférfiak. Pest 1851, S. 333. Viele der Zeitgenossen hatten eine ähnliche Meinung über Széchenyi. Das änderte sich erst, als die Tagebücher publiziert wurden.

<sup>48</sup> Ferenc PULSZKY: Életem és korom. Bde. 1-4. Budapest 1880-1882, hier Bd. 1, S. 26.

<sup>49</sup> Fontes (Anm. 2), Bd. 2, S. 106.

<sup>50</sup> Dávid ANGYAL: Széchenyi István történeti eszméi. Budapest 1907, S. 11 ff.



tigte er etc. etc. etc. etc. etc. etc. etc. etc. etc. etc. etc. etc. etc. etc. etc. (Da wird man eine ganze Bibliothek aufweisen.) und unternahm das allerschwierigste, nemlich die Reformation des Landes – nach unzähligen Hindernisse[n], von allen verkannt, mißgedeutet, nur von einem *einzigem Freund* unterstützt, erkämpfte er mit der ausdauerndsten Beharrlichkeit endlich siegreich den Neid, der ihn so lange verfolgte –. So muß man einst von Ihnen sprechen – Ihr Gedächtniß soll im Herzen jedes Braven ewig fortleben –.«

Sie machte ihn schließlich darauf aufmerksam, daß seine wichtigste Bestimmung die Vervollkommnung und Erziehung seiner Landsleute sei.

Das Wunderbare ist, daß Crescence bereits 1831 die Dankbarkeit der späten Nachwelt und Széchenyis Unsterblichkeit prophezeit hat, als Széchenyi außer einer freigebigen Spende und seinem mit gemischten Gefühlen aufgenommenen Werk „Ueber den Credit“ noch weder Verdienste, noch politische Erfolge, noch Schöpfungen vorzuweisen hatte. Und wie recht sie auch darin hatte, daß seine größte Aufgabe darin bestehe, seinen Landsleuten die richtige Richtung zu weisen. Man konnte dies am ehesten in der jüngsten Vergangenheit erleben, als nach den reihenweisen Schicksalsschlägen, die die Ungarn hatten erleiden müssen, immer öfter die Gedanken und Worte Széchenyis zitiert werden und als Richtschnur des Handelns dienen.

Als Széchenyi sein Werk mit den Bemerkungen von Crescence zurückerhielt, schrieb er folgende ergreifende Worte in sein Tagebuch:

»Ich lebe nicht umsonst! Cr[escence] übersandte mir ihre Bemerkungen über den Hitel [...] Welche reine Ansicht, welche richtige Urtheilskraft. – O Gott, es ist hart, so ein Wesen zu kennen und ihr nicht näher anzugehören!«<sup>54</sup>

Crescence vermochte Széchenyis Gedanken zu folgen, sie konnte sich auf seine geistige Ebene erheben. Diese Fähigkeit stellte jene Klammer dar, die Széchenyi zwölf Jahre lang mit ihr verband. Darauf konnte sie auch dann nicht verzichten, wenn sie ihm auch nicht »näher« angehörte.

## 5. Persönliche Eigenheiten und Seelenleben

»Sich ein Bild von seinem Selbst zu machen«

Baron Zsigmond Kemény, der Széchenyi gut kannte, schrieb in einem Essay, das für eines der Prachtstücke der ungarischen Literatur gehalten wird, folgendes: »sich ein getreues Bild *von seinem Selbst* zu machen ist eine schwierigere Aufgabe als sich ein getreues Bild *von seiner politischen*

<sup>54</sup> *Fontes* (Anm. 2), Bd. 13, S. 184, 17. März 1831.

*Tätigkeit* zu machen.«<sup>55</sup> Es ist wahrhaftig nicht einfach, über Széchenyi zu schreiben, weil es sich bei ihm um eine sehr vielseitige und mit außerordentlichen Fähigkeiten ausgestattete Persönlichkeit handelt. Die Aufgabe wird jedoch dadurch erleichtert, daß seine Tagebücher mit den aufrichtigen Bekenntnissen an sich selbst erhalten sind und daß zahlreiche Große der ungarischen Literatur ihn früher oder später zu ihrem literarischen Sujet gewählt haben.

### *Äußere Erscheinung*

Es ist eine menschliche Eigenschaft, daß derjenige, von dem wir sprechen, vor unseren geistigen Augen auch visuell erscheint. Handelt es sich von einer Person, von der noch kein naturgetreues Bild – zum Beispiel Fotografie – gemacht werden konnte, erscheint uns das Bild eines Kunstwerks (Gemälde, Skulptur). Damit dieses visuelle Bild so gut es geht Széchenyi ähnelt, soll eine Darstellung seiner Person versucht werden.

Viele Kunstwerke existieren von Széchenyi. Auch solche, für die er Modell gestanden hat. Leider blickt von jedem ein anderer Széchenyi auf uns herab. Zum Glück wurde seine äußere Erscheinung von manchen beschrieben, die ihn persönlich kannten. Vielleicht vermitteln diese Schilderungen ein naturgetreueres Bild von ihm als es den bildenden Künstlern gelungen war.

Ferenc Kazinczy berichtete folgendes in einem Brief, den er am 17. April 1828 an Miklós Cserey geschrieben hatte: »ein junger, doch ernster höflicher und leutseliger Herr mit zartem Körper, sehr schwarzen Haaren und Augen, dicken und fast zusammengewachsenen Augenbrauen. Er sprach in ziemlich reinem Ungarisch und sehr weise, aber nicht überschwenglich«.<sup>56</sup>

John Paget hielt sich 1835 das erste Mal in Ungarn auf. »Er war von untersetzter Gestalt, hatte ein ziemlich gebräuntes Antlitz mit einem besonders hellen Auge«, berichtete er von Széchenyi.<sup>57</sup>

Einige Details von Zsigmond Kemény: »Die Stirn, der Ort der bedeutenderen intellektuellen Kräfte, war so gewölbt, so hoch und so breit wie nur selten anzutreffen. Die Beschaffenheit dieser würdevollen, doch finsternen Stirn wurde durch die beiden dichten, langen, winkelförmigen und ineinander übergehenden beiden Augenbrauen ergänzt, die dermaßen außergewöhnlich waren, daß selbst der Graf Witze darauf machte und sie als ein Hindernis für seine Popularität bezeichnete. Die dunklen grauen Augen Széchenyis [...] Seine Nase hatte einen dicken Ansatz, einen kühnen

<sup>55</sup> Zsigmond KEMÉNY: A két Wesselényi Miklós. In: Antal Csengeri: Magyar szónokok és státusférfiak. Pest 1851, S. 341.

<sup>56</sup> *Fontes* (Anm. 2), Bd. 12, S. 740.

<sup>57</sup> John PAGET: Ungarn und Siebenbürgen. Leipzig 1842, S. 166.

Knick und weite Löcher. Sein Mund, größer als gewohnt, wurde von einem dicken, gestutzten und schwarzen Schnurrbart verdeckt. Sein Kinn war so kräftig und stark, so breit und fest, daß es den Ausdruck des animalischen Lebens und der rohen Kraft, den Trotz, ja fast die Derbheit des strengen Willens auf das untere Teil des Gesichtes warf. Seine Stimme war kräftig und männlich, wenn er sie nicht heben wollte, allerdings wurde sie in höheren Tonlagen dünn, schrill und heiser. Der Schädel Széchenyis war, wie von mir erwähnt, groß; aber die Gegend des Vorhirns mit der breiten, hochgewölbten Stirn und den erhöhten oberen Hauptknochen herrschte über den ausgeformten hinteren und mittleren Abschnitten.«<sup>58</sup>

Károly Kertbeny: »die Person des Reformators war an allen Ecken und Enden auftauchend und sichtbar, und wenn man so in den eben erst im Ausbau begriffenen Strassen längst der Donau, oder in der alten, eingewohnten ›Waiznergasse‹ der City, dem ›Graben‹ von Pest, daherwandelte und ruhig flanirte, da kam plötzlich eine Gestalt daher geschossen, eifrig, eilig, gestikulierend, meist mit einem oder mehreren Begleitern laut parlirend, nach allen seiten hin flüchtig grüssend, manchmal auch rasch quer über die Strasse schiessend, Jemanden anrufend und festhaltend – und alle die Vorbeiwandelnden grüssten hochachtungsvollst, und viele blieben stehen, und sahen der merkwürdigen quecksilbernen Erscheinung eine gute Weile nach, und einer sagte zum andern der Vorübergehenden: ›Das ist Szecsényi!‹«. »Szecsényi hatte einen grossen Kopf, schwarze, meist kurzgescheerte Haare, kleine gebogene Adlernase, Schnurr- und ringsum das Gesicht einrahmenden kurzen Backenbart, und – was der Physiognomie einen besondern Akzent verlieh – dichte, buschige, weitvorstehende und über dem Nasenbein zusammengewachsene Augenbrauen. [...] Der Blick des Auges war glühend, scharf, blitzend, umherschweifend, eben so die Rede, ob Deutsch oder Ungarisch, sehr rasch, aforistisch, epigrammatisch [...] gerne witzig, auch blos witzelnd«.<sup>59</sup>

Er hatte ein Körpergewicht von über 70 Kilogramm. Die Ergebnisse der Messungen hat er öfter in seinem Tagebuch notiert. Angaben über seine Körpergröße besitzt man keine.

Széchenyi zeigte auch dafür Interesse, besonders in seinen jüngeren Jahren, wie andere über seine Erscheinung dachten. Auch darüber findet man öfter Eintragungen in seinem Tagebuch.

### *Körperliche Verfassung*

Der zartgebaute Széchenyi war geschickt, zäh und ausdauernd. Er trat auch als vielseitiger Sportler hervor. Er ritt sehr gut, nahm als Reiter auch

<sup>58</sup> KEMÉNY (Anm. 55), S. 422.

<sup>59</sup> Karl Maria KERTBENY: Erinnerungen an Graf Stefan Szécsényi [sic!]. Genf/Basel 1860, S. 4-6.

an Wettrennen teil. Es ist bezeichnend für seine Ausdauer, daß er in der Völkerschlacht bei Leipzig bei seinem denkwürdigen Kurierdienst zwei Tage im Sattel verbringen mußte. Er war ein routinierter Jäger, focht auch häufig und gut. Auch in dem als Vorläufer des Tennis geltenden Ballspiel war er gewandt. Wenn er es nur konnte, schwamm er lange Strecken, bei seinen Auslandsreisen in der See und in der Themse. In Pest durchschwamm er öfter die Donau. Er war fast schon 50 Jahre alt, als er in seinem Tagebuch bemerkte, daß ihm die Überquerung der Donau leider schwer zu fallen beginne. Er war ein unermüdlicher Tourist. Sah er einen hohen Berg, bestieg er dessen höchsten Gipfel, wenn er es sich nur einrichten konnte, wie er dies in Griechenland und Italien auch tat.

Im Alter von 28 Jahren legte er die Wegstrecke von Wien nach Zinken-  
dorf (etwa 80 km) zu seinem Vergnügen zu Fuß zurück. Nach dem  
ungewöhnlich langen Fußmarsch vertraute er folgende Gedanken seinem  
Tagebuch an: »Was ich bei dieser Course gewonnen habe, sind zwei ver-  
müdete Beine und ein gebognes Kreitzbein – und den festen Vorsatz, rei-  
senden Handwerks Burschen, denen ich sonst nie etwas gegeben, und im  
Gegentheil mit Härte behandelt, manchmal einige Groschen für Bier und  
Wein zu bewilligen. – Wie wohl thut's wenn man recht müde ist – zu trin-  
ken! ... dan[n] fühlt man's erst aber, wenn man es entbehren musste. –  
Wahrlich, das Leben sollte man von unten auf versuchen, wie weniger un-  
gerecht würde man im allgemeinen gegen die arbeitende Klasse sein –  
wenn man es so recht, durch Noth und Elend einsehen lehrnte, wie sauer  
es wird süßes Brod zu erzeugen! – Freilich schmeckt es besser, was man  
mit seinem Schweiss erworben hat! –«<sup>60</sup>

Seine Leistungsfähigkeit nahm auch im fortgeschritteneren Alter nicht  
ab. Auch die Reisen an die untere Donau waren sehr anstrengend. Seine  
Begleiter konnten ihm kaum folgen. Er war unermüdlich. »Wie ausdau-  
ernd, zielstrebig, zäh und entschlossen Széchenyi sein konnte, wenn er  
sich etwas zum Ziele gesetzt hatte. Er kannte keine Wankelmütigkeit,  
scheute keine Mühe.«<sup>61</sup>

Lajos Kovács, der engste Mitarbeiter Széchenyis in verkehrspolitischen  
Angelegenheiten, schrieb: »Er ließ sich jeden Tag um halb vier wecken und  
verließ das Bett [...], obwohl er 7 bis 8 Stunden mit Vergnügen hätte schla-  
fen können.« Er berichtet später vom »ständigen Verzicht nicht nur auf die  
Freuden, sondern auch auf die Bequemlichkeiten des Lebens«, von »der  
ewigen Mühsal und dem ewigen Kampf«. <sup>62</sup> Diese physische Leistung er-  
forderte auch hohe Willenskraft.

Er klagte von Jugend auf wegen Schmerzen in der Leber-, Gallen- und  
Nierengegend sowie anderen Körperteilen. Am 29. Juni 1832, 41jährig,

<sup>60</sup> *Fontes* (Anm. 2), Bd. 10, S. 645, 26. Juni 1819.

<sup>61</sup> Gyula VISZOTA: A Széchenyi-Híd története. Budapest 1935, S. 144.

<sup>62</sup> Lajos KOVÁCS: Gróf Széchenyi István közéletének három utolsó éve. Bde. 1-2. Budapest 1889, hier Bd. 1, S. 248.

schrieb er ins Tagebuch: »Bin krank und matt – – und gebeugt – arbeite aber immer fort. Sandkorn auf Sandkorn, wenn ich keinen grösseren Stein nicht mehr bewegen kann! –« Am 21. September 1833 lautet die Eintragung: »Mein Geburtstag. Bin 42 Jahre alt. An Körper 74!« Zwei Tage später hinwiederum: »Ich sehe alles im rosenfarbsten Licht, Gott – wie hengt unsere Seele mit unserm Körper doch zusammen! –«

Dr. Görgen stellte in Döbling Széchenyis Krankheitsgeschichte aufgrund der Aussagen Széchenyis und aufgrund eigener Diagnose zusammen. Das nach Széchenyis Tod aufgenommene Sektionsprotokoll bewies, daß die von Dr. Görgen erstellte Krankheitsgeschichte richtig war und daß Széchenyi in der Tat an der schweren Erkrankung mehrerer Organe litt.<sup>63</sup>

Széchenyi hatte sein überempfindliches Nervensystem von seinem Vater geerbt. Darin waren sein labiler Gemütszustand und seine unmotivierten Selbstbezeichnungen begründet. Nach dem Psychiater Károly Schaffer: »Er war durch seinen Vater erblich belastet [...] sein Nervenleben wird durch die seelische Unausgewogenheit und schwerwiegende Störungen des Allgemeinbefindens gekennzeichnet [...] er litt an der Zwangsvorstellung des Selbstmords.«<sup>64</sup> Das überempfindliche Nervensystem ist viel verletzbarer und verliert bei übermäßiger Belastung sein Gleichgewicht. Das geschah 1848 und auch 1860.

Es ist erstaunlich, wie Széchenyi trotz seiner schlechten gesundheitlichen Verfassung derartige Leistungen erbringen konnte. Wie er imstande war, Tag für Tag, von früh bis spät, soviel zu arbeiten. Die Arbeit stellte für ihn zweifellos ein Mittel dar, das zugleich zur Beruhigung, Erhaltung und Stimulierung diente.<sup>65</sup>

Er wußte und fühlte dies gleichfalls. Bei seiner ersten Reise an die untere Donau erholte er sich langsam, geplagt von einer sechswöchigen Krankheit, von der Gelbsucht bis auf die Knochen abgemagert. Schlecht gelaunt fielen ihm Dinge ein, die sich früher zugetragen haben. Besonders solche, die sein Gewissen immer noch belasteten. Er kompensierte seine innere Spannung wie üblich damit, daß er alles, was ihn bekümmerte, seinem Tagebuch anvertraute. Am 29. Juli 1830 schrieb er darin folgendes: »Was meine Fehler [...] betrifft, – da ich selbst sehr wenig oder gar nichts dafür kann, [...] Das hing aber von meinen Nerven, meiner Schwäche, und aller der Krankheits Materie, die in mir steckte, als ich mit Scrofulen, doppelten Gliedern und einem doppelten Bruch die Welt betrat.«<sup>66</sup>

<sup>63</sup> *Diszharmonia és vakság*. Hrsg. Ervin Fenyő. Budapest 1988, S. 271.

<sup>64</sup> Károly SCHAFER: Gróf Széchenyi István idegrendszeri szakorvosi megvilágításban. Budapest 1923, S. 14.

<sup>65</sup> *Fontes* (Anm. 2), Bd. 14, S. VI.

<sup>66</sup> *Fontes* (Anm. 2), Bd. 13, S. 89, 29. Juli 1830. Vgl. I. Teil dieser Abhandlung in: Ungarn-Jahrbuch 19 (1991), S. 104.

### *Fähigkeiten und Bildung*

Széchenyi drückte sich in seinen Schriften und Reden schwerfällig und umständlich aus, was er selbst fühlte.

Er schrieb sehr viel. Seine politischen Werke, seine im Zusammenhang mit seinen Einrichtungen stehenden Arbeiten belaufen sich auf mehrere Hundert Druckseiten. Die Korrespondenz seiner Institutionen und Ämter führte er zum größten Teil selbst; diese war auch sonst sehr umfangreich. Sein Stil ist individuell, außergewöhnlich. Es ist interessant, um wieviel schwerfälliger sein Stil in den zur Veröffentlichung bestimmten Werken ist als in seinen Briefen, unabhängig davon, in welcher Sprache er sie geschrieben hat. Er verfaßte alle Schriftstücke in den Sprachen, in denen er sie abschickte. Die Manuskripte hob er auf. Von den wichtigeren Briefen ließ er Kopien anfertigen. Außerdem führte er 14 Jahre lang ein Tagebuch, in dem er fast täglich schrieb. Seine Bemerkungen und Gedanken machten dabei oft mehrere Seiten aus.

Einige Schriftsteller äußerten sich folgendermaßen über den Stil Széchenyis:

Zsigmond Kemény: Sein Schreibstil war »umständlich, kompliziert, verschachtelt, ungleichmäßig und umherschweifend, wobei nicht derjenige den logischen Faden fand, der die einzelnen Ideen, sondern der die Ideenblöcke überblickte.«<sup>67</sup>

Lajos Kovács: »In seinen ungezwungenen Briefen, die er hurtig schrieb, ist sein Schreibstil am originellsten. Diese sind auch am ehesten gelungen. Als er sorgfältig schrieb, wie in seinen Werken, arbeitete er immer mit Mühe. Der Ideenreichtum gestattete es nicht, ohne Abschweifungen und manchmal ohne große Weitschweifigkeit zu reden oder zu schreiben.«<sup>68</sup>

Pál Gyulai: »Sein Stil war so eigentümlich und so originell, daß er in dieser Hinsicht den Ratschlag anderer kaum benutzen konnte. [...] Auch in seinen Büchern herrschen die Gedanken und das Gefühl über der Form. [...] Sich selbst schreibend (in seinen Tagebüchern), beschränkte ihn keine Rücksichtnahme, um seinen gärenden Ideen durch Gedankenassoziation freien Lauf zu lassen, und das konnte er auch vor einer Zuhörerschaft nicht abgewöhnen. [...] Die charakteristischste Seite seines Geistes und seines schriftstellerischen Stils ist eine Mischung zwischen tiefem Gefühl und schneidender Ironie.«<sup>69</sup>

Vilma H. Boros: »während seine Briefe mit erstaunlicher Leichtigkeit aus seiner Feder fließen [...], begreift der heutige Leser oft nur schwer die Gedanken, die er in seinen schriftstellerischen Werken ausführt.«<sup>70</sup>

<sup>67</sup> KEMÉNY (Anm. 55), S. 343.

<sup>68</sup> KOVÁCS (Anm. 62), Bd. 1, S. 125.

<sup>69</sup> *Gróf Széchenyi István munkái*, II. Reihe (Anm. 36), Bd. 1, S. X.

<sup>70</sup> Vilma H. BOROS: *Széchenyi hátrahagyott iratainak története*. Budapest 1967, S. 36.

András Gergely: »Széchenyi benützt außer der Klarstellung der Grundgedanken und der Entwicklung der Gliederung eine ganze Reihe schriftstellerischer Mittel, um mit ihnen das Interesse seiner Zuhörer wachzuhalten und zu beleben. Er hält auch unmittelbaren Kontakt zum Leser. Er redet ihn häufig an, erteilt ihm Ratschläge und stellt Fragen, er weist sogar manchmal auch auf den Schreibvorgang selbst hin.«<sup>71</sup>

Seine Reden ähnelten seinem Schreibstil. Er hatte Erfolg nicht durch seine Redeweise und sein Sprachorgan, sondern durch seine Argumentation und den logischen Inhalt seiner Reden. Man kennt den Text nur weniger Reden genauer, weil er die meisten improvisierte und die Stenographie damals noch in den Anfängen steckte.

Zwei Meinungen von Persönlichkeiten, die ihn persönlich reden hörten:

Zsigmond Kemény: »Die Reden von Széchenyi als Muster einer regelmäßigen und geordneten Rede, konnten nur wenig Aufmerksamkeit erregen; aber als die Erklärungen eines scharfsinnigen und einsichtsvollen Mannes haben sie einen ausgezeichneten Wert. Er improvisierte immer und selten so, daß er die grundsätzlichen Thesen seiner Meinung im voraus ausgedacht oder vorgemerkt hätte.«<sup>72</sup>

Antal Zichy: »Gewiß konnte der redende Széchenyi seine Zuhörer mitreißen. Wir weinten und lachten mit ihm, seine Einfälle blendeten uns als Blitze, die eigentümliche Originalität seiner Ausdrücke überraschte uns immer, sei es durch ihr urwüchsiges Magyarentum, sei es durch ihre deutsch oder englisch anmutende Fremdartigkeit, aber vor allem ihre Unmittelbarkeit und Aufrichtigkeit entzückte uns. [...] Die Reden Széchenyis waren keine Orationen, sondern geniale Improvisationen. Sie waren nicht nur in keinem ihrer Teile vorbereitet oder gar einstudiert, wir könnten diese unwillkürlichen Kundgebungen seines überströmenden Herzens und glühenden Verstandes von Anfang bis Ende auch nicht als gut durchdacht bezeichnen.«<sup>73</sup>

Széchenyi hielt es nicht nur als Theoretiker wichtig, daß jedes Organ, jede Institution auf sicheren wirtschaftlichen Grundlagen beruhen soll, sondern er besaß auch in der Praxis einen sehr guten Wirtschaftssinn. Was er begann, gelang auch. Seine Schöpfungen florierten. Dazu bedurfte es freilich auch, daß er sich rechtzeitig bei Fachleuten gründliche Informationen eingeholt hatte. Er befragte auch Arbeiter. Im Tagebuch schilderte er zum Beispiel, wie er sich in London zu den Maschinen begab, um deren Funktion kennenzulernen, oder wie er auf dem Grund der Themse mit der Taucherglocke, über Ohrenschmerzen klagend, die Felssprengungen studierte.<sup>74</sup> Wenn er etwas Neues sah, nahm er es gerne in die Hand, um es

<sup>71</sup> András GERGELY: *Egy nemzetet az emberiségnek*. Budapest 1987, S. 234.

<sup>72</sup> KEMÉNY (Anm. 55), S. 448.

<sup>73</sup> *Gróf Széchenyi István munkái* (Anm. 4), Bd. 2, S. VI-VII.

<sup>74</sup> *Fontes* (Anm. 2), Bd. 10, S. 166, 13. Dezember 1815 und Bd. 13, S. 466, 29. März 1834.

besser in Augenschein zu nehmen. Vielleicht deshalb trug er keine Handschuhe. Über Leute, mit denen er arbeiten wollte, ließ er sich zuvor informieren. Er ähnelte mit seinem Wirtschaftssinn dem Primas György, auch darin, daß auch er, wenn es sich um ein Geschäft handelte, den größtmöglichen Nutzen anstrebte. Was jedoch ihnen gehörte, davon spendeten beide freigebig, fast mit Vergnügen.

Seinen guten praktischen Sinn beweisen am besten jene Einrichtungen, die er nicht für politische, sondern für gesellschaftliche, technische und wirtschaftliche Ziele schuf. Seine Verdienste waren auf diesem Gebiet enorm. Er füllte Lücken und trug den Forderungen des sich nach Fortschritt sehenden 19. Jahrhunderts Rechnung. Er ergriff die Initiative, und wenn es sein mußte, arbeitete er mit. Diese Studie enthält nur wenig von Széchenyis Schöpfungen, weil sie 1830 schließt, und Széchenyi die meisten seiner Einrichtungen erst später schuf.<sup>75</sup>

Széchenyi erwarb dank seinem großen Fleiß und seinem sich für alles interessierenden Naturell, durch seine Lektüren und Reisen, die ihm eine reiche Erfahrung bedeuteten, ein umfassendes Wissen und eine vorzügliche Bildung. Er lernte die Fremdsprachen mit einer bewundernswerten Leichtigkeit. Es war für ihn von großem Vorteil, daß er die meisten Bücher in der Originalsprache lesen und mit den Ausländern sich in deren Muttersprache unterhalten konnte.

### *Seelenleben*

Sein Charakter und seine seelischen Eigenschaften wurden sicherlich auch durch die ihm von den Ahnen vererbten Neigungen und die Erziehung seiner traditionsverbundenen Eltern mit beeinflußt. Die ungarischen Magnatenfamilien erzogen ihre Kinder seit alters religiös. In der Familie Széchenyi wurde – aus Dankbarkeit gegenüber der katholischen Kirche – darauf besonderes Gewicht gelegt. Das zeigt sich auch darin, daß sie die Vorschriften der Kirche als Ausdruck der Religiosität auch in den Formalitäten, wie zum Beispiel im Kirchenbesuch oder in der österlichen Beichte, gewissenhaft einhielten und Sorge trugen, daß dies auch ihre Kinder taten. Die schriftlichen Äußerungen Istváns beweisen, daß diese Vorschriften lange Zeit auch von ihm eingehalten wurden. 1818 schloß er einmal sein Tagebuch folgendermaßen: »Gute Nacht lieber Vater und theuere Mutter. Ich schliesse Euch alle Tag in meine *Samlungs Stunde*. So nenne ich mein

---

<sup>75</sup> Initiativen und Einrichtungen, die Széchenyi zu verdanken sind: Hebung der Pferdezucht, Pferderennen, Kasino, Akademie, Kettenbrücke (erste stehende Brücke des Kontinents), Regulierung der niederen Donau, Winterhafen in Pest, Landeswirtschaftsverein, Seidenraupenzucht, Walzmühle, Eisengießerei, Paddelverein, Regulierung der Theiß, Dampfschiffahrt am Plattensee, Richtlinien für den Verkehr Ungarns (Geltung teilweise noch heute), die ersten Eisenbahnen.

Gebeth.«<sup>76</sup> Ein andermal schrieb er: »Den Wessel[ényi] vorbereitet, dass er sich nicht scandalisire, wenn ich des Abends mich niederknie, was meine Gewohnheit ist, um zu beten.«<sup>77</sup>

Als er Soldat wurde, trat hierbei allmählich eine gewisse Lockerung ein. Und unter dem Einfluß liberalen Schriften schrieb er in sein Tagebuch, daß er viel über Gott, die Seele und die Unsterblichkeit nachgedacht habe und »nach vielen hin und her Wanken – in meinem Innern mit mir über- eingekommen, dass jede Religion [...] gut ist – [...] – die Formen sind verschieden, wie sie Gott anbethen«.<sup>78</sup>

Es bedeutete einen Wendepunkt in Széchenyis Leben, als er seine letzte Liebe, seine spätere Frau, kennenlernte. Crescence war tief katholisch. Unter ihrem Einfluß finden sich in seinem Tagebuch keine kontemplativen Gedanken mehr. Und als er in sich ging, sah er ein, daß er seine Religion auch in ihren Formen einhalten muß. Er verstieß oft dagegen, gelobte aber, künftig nach den Gesetzen der Kirche zu leben.

Széchenyi war gläubiger Katholik, doch ohne Vorurteile gegen Anhänger anderer Konfessionen. Auch an den Landtagen, anlässlich der kirchenpolitischen Diskussionen, setzte er sich immer für den gerechten Standpunkt ein. Am 10. Juli 1843 sagte er zum Beispiel: »Anhänger aller Konfessionen ehrend, verehere ich um so mehr diejenigen evangelischer Religion. Ich habe demnach das Wort immer in ihrem Interesse ergriffen, und das werde ich auch solange tun, bis das Prinzip der Reziprozität, und nicht nur zum Schein, sondern dem Wesen nach, erkämpft werden wird.«<sup>79</sup>

Der tiefreligiöse Széchenyi war auch für die aufklärerischen und liberalen Ideen empfänglich. Diese Neigung mag er von seinem Vater, der Freimaurer war, geerbt haben. Die Ungarische Historische Gesellschaft charakterisierte Széchenyis liberales Denken folgendermaßen: »seine Anschauung gründet auf dem dynamischen Gedanken des Fortschritts, beruht aber außerdem auf den konservativen Pfeilern der organischen Staatsauffassung. Er übernimmt die großen Gedanken des 18. Jahrhunderts, den Glauben an den Fortschritt, teilt aber nicht die Illusionen der Revolutionäre, die bei der Lenkung der Schicksale von Nationen gewaltsame Änderungen wünschten. [...] Seine Laufbahn wurde in entscheidendem Maße vom Glauben an den Fortschritt beeinflusst sowie von der Überzeugung, daß der Weg des Fortschritts nur derjenige der ruhigen Entwicklung sein kann.«<sup>80</sup>

Széchenyi betont öfter in seinen Schriften, daß er seinem gekrönten König treu bleiben und daß er seine Reformen unter dem Schutz der Dynastie verwirklichen wolle. Diese Äußerung war aufrichtig. Die ungarischen

<sup>76</sup> *Fontes* (Anm. 2), Bd. 10, S. 224.

<sup>77</sup> *Fontes* (Anm. 2), Bd. 11, S. 211, 10. Oktober 1821.

<sup>78</sup> *Fontes* (Anm. 2), Bd. 10, S. 592, 19. April 1819.

<sup>79</sup> *Gróf Széchenyi István munkái* (Anm. 4), Bd. 2, S. 270.

<sup>80</sup> *Fontes* (Anm. 2), Bd. 2, S. 101.

Magnaten erzogen ihre Kinder nicht nur religiös, sondern auch in der Liebe zum Herrscherhaus. Bei der Familie Széchenyi kam dazu auch die Dankbarkeit, die sie für ihre Erhebung in den hohen Adel gegenüber der Dynastie empfand.

Bei manchen anderen altherwürdigen Familien war eine ähnliche Zuneigung mit der Zeit damit verbunden, daß sie sich nicht um das Schicksal ihres Vaterlandes kümmerten, die Sprache ihres Volkes nicht benutzten und unter dem Einfluß des bequemeren und kultivierteren Wiener Lebens in der Führungsschicht der Monarchie aufgingen. Istváns Vater gehörte nicht zu diesen. Neben seiner Königstreue stellte er sein Magyarentum nicht nur mit seinen Taten – der Gründung einer Nationalbibliothek und der Förderung der ungarischen Literatur – unter Beweis, sondern er achtete nach seinem endgültigen Umzug nach Wien auch sorgfältig darauf, das Magyarentum sogar in den Äußerlichkeiten zum Ausdruck zu bringen. Auch seine Kinder erzog er in diesem Sinne.

Széchenyi hatte unabhängig von alledem die Überzeugung, daß die zur kulturellen und wirtschaftlichen Hebung des Landes notwendigen Reformen nur in einem Mitgliedsstaat der Monarchie verwirklicht werden könnten, weil weder »der gebildete Menschenverstand« noch der wirtschaftliche Entwicklungsstand des Landes ausreichten. Im Tagebuch drückte er sich folgendermaßen aus: »Viel sind der Chimären in der Politik, der abenteuerlichsten eine ist die, wenn man, gegen alle Erfahrung, glaubt, dass ein sehr tief gesunkenes Volk frei werden dürfe, um sich wieder zu heben. Wirf den Vogel nicht in die Luft, dessen Flügel gelähmt ward! Er fällt auf den harten Boden und zerbricht nun auch die Beine, mit denen er noch gehen konnte.«<sup>81</sup>

Széchenyi war kein hitziger und unruhiger Typ, der seine Ziele mit gewaltsamen Mitteln erreichen wollte. Ich bin für den Ausgleich, schrieb er in „Ueber den Credit“. In dieser Hinsicht glich er Erzbischof Pál.

Der sehr empfindsame Széchenyi wurde von der kleinsten äußeren Einwirkung tief betroffen. Er neigte zur Melancholie, und weil er im Tagebuch oft über seine seelischen Eindrücke berichtete, begegnet man darin immer wieder einer schwermütigen Stimmung.

Széchenyi besaß ein tiefes und kompliziertes Seelenleben. Seine Denkfähigkeit und der charakteristischste Zug seiner Persönlichkeit wurden von Zsigmond Kemény am ausdrucksvollsten und zugleich am einfachsten geschildert, als er sich »aus tausenderlei Gründen« geneigt sah, »das am meisten denkende Gehirn Ungarns einem edlen Herzen unterzuordnen.«<sup>82</sup> Auch die Nachwelt zitiert gerne seine Gedanken. Es gibt keinen zweiten Ungarn, dessen weise Sprüche so oft zitiert würden wie die seinigen.

<sup>81</sup> *Fontes* (Anm. 2), Bd. 11, S. 374, 2. Juni 1823.

<sup>82</sup> KEMÉNY (Anm. 55), S. 341.

Infolge der lebhaften Phantasie und Denkweise Széchenyis ist in seinem Tagebuch häufig moralischen Betrachtungen Raum gegeben. Er gab der Moral eine weite Auslegung, verstand darunter unter anderem auch die Ehrlichkeit, die Wahrheitsliebe und das Einhalten des gegebenen Wortes. Er war ein sehr strenger Richter, vor allem gegenüber sich selbst. Der Kampf in seinem Innern war schwer, aber wertvoll, weil er ihn zur Ausübung derjenigen Tugend hinführte, die für jeden Menschen beschwerlich ist, die Selbsterkenntnis. Er gewöhnte sich an die Selbsterkenntnis, indem er täglich nachprüfte, wogegen er verstoßen hatte. Mit den fortwährenden Selbstprüfungen erlaubte er sich nicht einmal die kleinsten Übertretungen. Er trachtete danach, seine Fehler zu berichtigen.

Széchenyi maß der moralischen Anschauung auch im Leben einer Nation eine große Wichtigkeit bei. Jede auf die Regenerierung der Nation gerichtete Bestrebung könne nur so zum Erfolg geführt werden, wenn die Söhne der Nation innerlich, moralisch verwandelt würden. »Die körperliche und seelische Verschönerung der Bürger, nur das kann die höchste Aufgabe der Regierungen sein.«<sup>83</sup>

Auch seine Gabe, in die Zukunft zu sehen, war außergewöhnlich. Die Meinung von Dávid Angyal soll angeführt werden: »In unserer Geschichte reichte keiner in der wundervollen Kraft des Weitblicks Széchenyi heran. Sowohl in dieser Hinsicht wie auch in der Geschichte anderer Nationen finden wir wenige ihm vergleichbare Staatsmänner. [...] Sicherlich genügt es nicht, die Voraussicht Széchenyis nur seinem weisen, abwägenden Verstand zuzuschreiben, weil wir es dann kaum verstehen könnten, warum seine hochbegabten Zeitgenossen so unempfindlich gegenüber seinen Visionen blieben. Bei der Erklärung der Voraussicht Széchenyis müssen wir auch in Betracht ziehen, daß sein Seelenleben komplizierter war als das seiner glücklicheren und bescheideneren Zeitgenossen. Széchenyi besiegte viele Revolutionen in seiner Seele und kannte gut die Gefahr der schnellen Ausbreitung der Affekte.«<sup>84</sup>

Zur Bekräftigung von Angyals Meinung seien einige Einträge aus Széchenyis Tagebuch zitiert:

»Das *ich* unter das Messer komme, daran zweifle ich keinen Augenblick. Was dabei piquant ist, das ist, dass Kossuth etc. wenigstens ›für seine Meinung‹ sterben wird, ich aber für eine Doktrine, die ich stets bekämpfte.«<sup>85</sup>

»Schwere Träume! Nicht einen einzigen Lichtpunkt. – Slaven fressen uns. Kosacken allein erobern das Land.«<sup>86</sup>

Széchenyi wird wohl erfahren haben, daß der russische Zar Nikolaus im Februar 1848 dem österreichischen und dem preußischen Gesandten

<sup>83</sup> István Gróf Széchenyi: Önismeret. Budapest 1875, S. 195.

<sup>84</sup> Dávid ANGYAL: Történeti tanulmányok. Budapest 1937, S. 68-76.

<sup>85</sup> Fontes (Anm. 2), Bd. 7, S. 286, 30. März 1848.

<sup>86</sup> Fontes (Anm. 2), Bd. 7, S. 317, 19. Mai 1848.

zur Beruhigung mitgeteilt hatte, daß er im Bereich seines Landes jede revolutionäre Bewegung unterdrücken würde, weil seine Armee zuverlässig sei. Und daß Feldmarschall Paskevič angewiesen worden war, zu den an der galizischen Grenze in Kampfbereitschaft stehenden Truppen zu reisen, die verstärkt würden.<sup>87</sup>

Széchenyi versuchte, sein aufgewühltes Gemüt und sein Gewissen zu beruhigen: »Was hätte ich jetzt tun sollen? In das Ministerium nicht treten? Wäre das ehrlich gewesen für die Dinastie und Land? Nein! Es mag also daraus entstehen, was da will!«<sup>88</sup> Und später: »Und dass dieser Zustand da ist [...] hab' auch sehr viel, wenn nicht das Meiste beigetragen! [...] Entsetzlich! mich tröstet nichts, als dass in meiner ganzen politischen Laufbahn auf mich nichts einwirkte als reine Vaterlandsliebe und aufrichtige Treue an die Dinastie.«<sup>89</sup>

Széchenyi ließ sich bei seinen Entscheidungen niemals von Affekten leiten. Er war besonnen, hielt eher den langsameren, aber überlegten Fortschritt für richtig. Im Leben eines Volkes können Situationen entstehen, wenn es für sein Recht einen Kampf auf dem Schlachtfeld bestehen und sich heldenmütig seiner Autorität Geltung verschaffen muß. Bei Széchenyi fehlte dazu auch die persönliche Tapferkeit nicht. In der Schlacht bei Leipzig hatte er zum Beispiel, als würdiger Erbe seiner Vorfahren, den Säbel geschwungen. Dagegen hielt er immer vor Augen, daß Blut für aussichtslose Zwecke nicht geopfert werden darf. Er ließ sich auch dadurch nicht beirren, daß in den meisten Fällen nicht der besonnene Führer beliebt zu sein pflegt.

Széchenyi erhoffte und erwartete keinerlei Vorteile oder Nutzen, weder moralischer noch materieller Art, für seine öffentliche Tätigkeit. Er freute sich, wenn sie anerkannt wurde und genoß die Popularität. All das tat er für sein Land. Er zeigte sich diesem gegenüber sogar freigebig, nicht nur hinsichtlich der Akademie, sondern zum Beispiel auch damit, daß er die Kosten der Auslandsreisen, die er im öffentlichen Interesse machte, selbst trug. Entlohnungen für Ämter lehnte er ab. Auch wenn dies alles nur möglich war, weil er persönlich über die entsprechenden Mittel verfügte, schmälert dies sein Verdienst nicht.

Ein grundsätzlicher Charakterzug Széchenyis war seine Menschenliebe. Daraus lassen sich auch seine Dankesworte im Tagebuch ableiten: »Glückliche kommende Generationen – Euer grösseres und ausgebreiteteres Wissen – wird Euch toleranter – milder, tugendhafter und folglich glücklicher machen, – als wir es sind – – nehmt herzlich den Gruss eines Euerer grauen Vor Eltern – den der allmächtige Gott – mit so vieler Einsicht und Klarheit des Gedankens beschenkte – für die er ihm ewig dank-

<sup>87</sup> Joseph Alexander Freiherr von HELFERT: Geschichte der österreichischen Revolution. Bde. 1-2. Freiburg/Wien 1907, hier Bd. 1, S. 382.

<sup>88</sup> *Fontes* (Anm. 2), Bd. 7, S. 371, 11. August 1848.

<sup>89</sup> *Fontes* (Anm. 2), Bd. 7, S. 375, 15. August 1848.

bar bleibt – dass er diese wenigen Worte *schon* im Jahr 1825 schreiben konnte –<sup>90</sup>

Er liebte seine Mitmenschen, weil er ein guter Christ war. Als Anhänger der Lehren von Adam Smith und Jeremy Bentham wollte er immer mehr Menschen zu immer größerem Glück verhelfen. »Im Grunde entspringt auch Széchenyis Patriotismus der tiefen Menschenliebe: er kann die Rückständigkeit seiner Nation nicht mit ansehen, als deren Folge das Leben des Ungars noch nicht menschenwürdig ist«, schrieb zu Recht Ákos Pauler.<sup>91</sup> Er liebte natürlich die Ungarn unter seinen Mitmenschen am meisten und setzte sich deren Glück zum Lebensziel.

### *Die Meinung einiger Zeitgenossen*

Am Schluß dieses Kapitels sollen einige Meinungen von Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens zitiert werden, die Széchenyi persönlich kannten.

Antal Tasner, 27 Jahre lang sein Sekretär und Vertrauter: »Nach meinem Dafürhalten machen Széchenyi, außer der kristallklaren patriotischen Absicht die kluge Handlungsweise, die unermüdliche Arbeitsamkeit, das heißt die Standhaftigkeit, die zur Rettung und Erhöhung des angebeteten Vaterlandes und vor allem zum großen Ziel durch nichts abschrecken oder entmutigen läßt, die Fähigkeit, mit einer unaussprechlichen Selbstverleugnung dem alles unterzuordnen, zum Mann des Erfolges und zum größten Ungarn.«<sup>92</sup>

Lajos Kovács, einer seiner treuesten Gefährten in den letzten Jahren seiner öffentlichen Tätigkeit: »Von dieser Leidenschaft des Herzens, der solcherart gesteigerten Aktivität der Seele, deren einziger Gegenstand das Vaterland ist, von diesem Reichtum an Kenntnissen, einer solchen Profundität der Auffassungen in einem Menschen hatte ich bisher überhaupt keine Ahnung. In welchem anderem Gesichtskreis sich mir plötzlich, durch ihn verkörpert, die Vaterlandsliebe auftat, durch ihn, der keine Mühe scheute, der auf alles verzichten konnte, wenn er dafür etwas für das Vaterland tun konnte.«<sup>93</sup>

Sein Ministerkollege József Eötvös, mit dem er auch im Privatleben oft zusammentraf und der trotzdem zu denen gehörte, die ihn verkannten: »eines fehlte ihm, die Menschenliebe. [...] wenn mich [jemand] auf einige Züge aufmerksam machen würde, die mein Urteil widerlegen, damit ich

<sup>90</sup> *Fontes* (Anm. 2), Bd. 11, S. 583, 11. August 1825.

<sup>91</sup> ÁKOS PAULER: Széchenyi társadalmi erkölcstana. In: Széchenyi eszmevilága. Bde. 1-3. Budapest 1912-1923, hier Bd. 2, S. 74.

<sup>92</sup> Brief vom 6. Mai 1846 an Lajos Kovács. Vgl. Anm. 33 bzw. Handschriftenabteilung der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, Budapest, K. 306/224-225.

<sup>93</sup> Kovács (Anm. 62), Bd. 1, S. 35.

diesen namhaften Mann, den ich so sehr verehere, dem ich – wie jeder Ungar – Dank schulde, zu lieben vermöchte.«<sup>94</sup>

Als Metternich, der Széchenyi oft unterstützt, aber als Politiker für gefährlich gehalten hatte, erfuhr, daß Széchenyis Döblinger Aufenthalt doch eine längere Zeit beanspruchen würde, schrieb er in einem Brief, dessen Empfängerangabe fehlt, unter anderem folgendes: »Er wollte Ungarn auf dem Wege der inneren Ausbildung auf die Stufe des Wohlstandes erheben, zu welcher dem reichbegabten Lande der Impuls fehlte. Ich habe seine Absicht geteilt und sie unterstützt. [...] Er, wie ich und alle treuen Freunde des Vaterlandes wollten dasselbe.«<sup>95</sup>

Schließlich soll die Meinung zweier wohl unvoreingenommener Engländer zitiert werden. John Paget bereiste 1835 das erste Mal Ungarn, wobei er in Zinkendorf auch Széchenyi traf. In seinem Buch finden sich folgende Sätze: »Es kann nicht geleugnet werden, dass die Aufrechterhaltung hoher moralischer Grundsätze, die unbeugsame Verfechtung guter Rechte, die hartnäckige Vertheidigung der Verletzten und Bedrückten für das Heil der Menschheit nothwendiger sind als die blosse Verbesserung ihrer materiellen Existenz; allein wenige haben auf dem ungarischen Reichstage diese Pflicht besser erfüllt als Széchenyi.«<sup>96</sup>

Joseph Andrew Blackwell, der sich als politischer Geschäftsträger in den 1830-1840er Jahren viel in Ungarn aufhielt, äußerte sich folgendermaßen: »Széchenyi wird in der Arbeit für das Wiederaufrichten Ungarns von Freund oder Feind immer auf den ersten Platz gestellt werden. Die seinen Genius spiegelnden großen, von schwarzen Augenbrauen schattierten Augen machten ihn außerordentlich anziehend und verliehen ihm eine große Suggestivkraft. Er war übrigens der Mann der großen Gegensätze: der englische Gentleman und der heftig gestikulierende italienische Geistliche verbanden sich in ihm, einer, der die reife Überlegung mit dem leidenschaftlichen Schwung vereinte. Er war Demokrat und Aristokrat zugleich.«<sup>97</sup>

Széchenyi war eine außergewöhnliche und interessante Persönlichkeit. Das Wissen, die Bildung und der Weitblick, die er sich angeeignet hat, befähigten ihn in der Mitte seines Lebens zur öffentlichen Tätigkeit. Er besaß alle geistigen Anlagen, um das schlummernde Ungarn aufzurütteln.

<sup>94</sup> Brief vom 6. Dezember 1866 an Miksa Falk. Siehe *Fővárosi Lapok* 8, Januar 1871.

<sup>95</sup> László BÁRTFAI SZABÓ: Gróf Széchenyi István és kortársai. Budapest 1926, S. 439.

<sup>96</sup> PAGET (Anm. 57), S. 80.

<sup>97</sup> László BÁRTFAI SZABÓ: Adatok gróf Széchenyi István és kora történetéhez. Bde. 1-2. Budapest 1926, hier Bd. 1, S. 722.